

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

33 (18.8.1935)

Der Führer

AM SONNTAG

Folge 33 / Jahrgang 1935

Sonntag, 18. August 1935

Im Dorf

von Hepp Schirpf

Im goldwarmen Winkel an Häuschen und Hag
Wie wohllich die Sonne sich kuscheln mag
Wie sie das Häuschen mit Gold übergießt
Schelmisch durch Blatt und Ranke schießt.
Wie sie an saftigen Stecken blüht
Wie sie dem Kindlein im Schoße sitzt
Und die Körnchen wärmt
Um das buntflitzende Hühnervolk lärmt.

In wirrem, buntflirrendem Flatterkranz
Begraben sie unser Kindlein ganz
Sitzen ihm traulich auf Händchen und Knie
Dom Köpfelein gar schmutterts Kikeriki.

Doch blitzender noch als der Sonnenflor
Spitzt sich Klein-Lieschens Lächeln hervor.



Idyll aus dem Dorfe

Bilder aus unserem Dorf

Wort und Bild von B. Görres

Da liegt es, unser Dorf. Sonne spielt auf seinen Dächern, die friedlich eingebettet in das stille Tal sich um das Kirchlein ducken wie die Rücken um die Glucke. Und nun gehen wir in das Dorf hinein, wir, die wir lange Jahre nur das Gausen der Stadt, ihren Lärm und Betrieb gekannt haben, bis uns eines Tages die Sehnsucht überfiel nach der stilleren Heimat.

Urheimat ist das Dorf, und wir haben uns das lange nicht recht klar gemacht. Im Hasten und Gewühl unseres Alltags befangen, konnten wir uns nicht mehr erinnern, daß das Dorf unsere Heimat ist, aus der wir alle stammen. Denn noch nicht lange gibt es Großstädte und keine Großstadt kann echte und rechte Heimat sein. Das empfindet jeder. Ihr fehlt die Stille und ihr fehlt die Natur.

Anders das Dorf, das mitten drin steht im Wachsen und Blühen und im Vergehen und das sich demütig einordnet in den ewigen Kreislauf. Demut freilich und Einfachheit des Herzens möchte die hinter uns begrabene Zeit nicht leiden und darum nannte sie bäurisch, was gerade und offen und fest war und ländlich die Sitten, die sich nicht geschmeidlich zu beugen wußte, weil sie Beharrlichkeit und Bekändigkeit höher schätzte als den schimmernden Wechsel. Der Bauer aber wurde zum liebsten Zielpunkt des Spottes, und die Witzblätter konnten sich nicht genug darin tun, den „Gütern“ und „Häferqueller“, den „Knollenfink“ und „Stoppelpöpper“ zu verhöhnen. Das ist anders geworden. Die Deutschen haben angefangen, sich zu befinden, sie sind zurückgekehrt zu den Quellen ihrer Kraft, sie haben ihre Heimat wieder gefunden. Jetzt ist auch das Dorf uns wieder nahe gerückt, und mancher geht

aus der Stadt auf Entdeckungsreisen nach dem Land und kann nicht genug staunen über das, was er da alles findet.

Kraft und Sicherheit ist das erste, was er bei dem Bauern entdeckt. Der sitzt auf seinem Hof, zwischen seinen vier Pfählen, fest und eng verwurzelt mit dem Boden, und weiß zu schätzen, was er hat. Nicht umsonst nennt er sein Geschäft auch sein „Gut“ und umreißt es mit seiner Kraft, denn so und so viele „Tagewerk“ sind ein eigen. Er ist eingeweiht, — Sasse in des Wortes Urbedeutung —, und sein Besitz ist ihm angestammt. Viele wurden im Laufe der Jahrhunderte nach ihrem bäuerlichen Sitz genannt, aber am deutlichsten ist's noch bei den Hofer und Huber, bei den Bauer und Schülze und nicht zuletzt bei den Maier, die in allen möglichen Spielarten zu finden sind. So fest ist der Bauer mit seiner Heimat verbunden, daß die Erde ihre Runen in seinem Gesicht nachzeichnet, das braun und rissig ist wie sie. So nah ist er bei der Natur, daß er mit ihr eins zu sein scheint und daß er an keine Stelle und keinen Fleck auf der Welt passen will als gerade auf seine Scholle.

Alle ursprünglichen Berufe sind im Dorf daheim, der Jäger, der Hirte, der Töpfer, der Schmied und viele von diesen frühesten Berufen übt der Bauer selbst aus. Die Bäuerin aber und die Mädchen des Dorfes, sie stricken und spinnen, sie wirken und weben, und manches schöne Stück, das das Entzücken der Städterin bildet, ist hier als Festtagschmuck angefertigt worden.

Das Dorf ist auch die ursprüngliche Gemeinschaft, der erste Zusammenschluß der Sippen. Hier wurde die Herrschaft begründet und

damit auch der Staat. Noch besteht in einigen wenigen Dörfern die Sitten des Schulzenstabes, der das Regiment des Dorfoberhauptes anzeigt und der früheste Vorläufer des königlichenzepters ist. Und der Krummstab der Bischöfe, was ist er anders als der Stab der dörflichen Hirten? Man sagt auch, daß einer „die Bügel fest in der Hand“ halte und von dem anderen heißt es, daß er sein „Haupt unter das Joch beugen“ muß.

Aus der Dorfgemeinde entstand die größere Gemeinschaft. Gerne benutzen wir heute noch ländliche Bilder, wenn wir der Eintracht Ausdruck geben wollen. Wir sagen Landsmann zueinander und behaupten, daß zwei wie die Ketten zusammenhängen und auch, daß sie am gleichen Strange ziehen. Und ebenso nehmen wir gerne aus dem ländlichen Leben den Ausdruck für eine starke Selbstbehauptung und kräftigen Widerstand. Es heißt, daß einer einen rechten Bauernschädel habe oder vielleicht auch einen westfälischen Dickkopf; wir sagen, daß sich jemand auf die Hinterbeine stellt, daß er gegen den Stachel lößt oder gar Zähne und Hörner zeigt. Ja manche Waffen trugen in früherer Zeit ganz deutlich das Zeichen ihrer bäuerlichen Abstammung, so beispielsweise der Kuhfuß oder der Ochsenstern, nach dem eine der berühmtesten schwedischen Grafenfamilien benannt ist. Und diese Sitten kam auch im Weltkriege wieder unter unseren Soldaten auf, wenn sie etwa das Maschinengewehr Döngel- oder auch Mähmaschine nannten.

Blut und Boden, das sind die beiden starken Wurzeln bäuerlicher Kraft, und von hier aus empfing auch von jeher und bis in unsere Tage hinein die Sprache als die köstlichste Blüte der Kultur unendliche Bereicherung. Ganze Landschaften unserer großen Dichtung tauchen auf, wenn wir nur den Boden mit seinen bäuerlichen Namen nennen.

Das singt und klingt und schmeichelt und wirbt wie in einem Gedicht und doch mit der tiefsten Urtugend der Seele, wenn wir von der Weide sprechen oder vom Wosen, von Anger und Au und Alm, von Flur und Trift, von Grund und Gewann. Wir kennen für unsere Arbeit kein schöneres Bild als den Pflug, der die Ackerfrume bricht, und mit dem ländlichen Morgen verglich einst die Verheißung das größte weltgeschichtliche Geschehen, wenn es heißt: „Tanet Himmel den Gerechten!“

So greift aus dem kleinen Bezirk das Kleine ins Größte und kehrt wieder zurück bei jener großen Wandlung, in der wir alle wieder zu Erde werden und heimgehen in die ländliche Heimat, in den Acker Gottes.

Die Zeit geht weiter

Ein Aufruf von Wilhelm Albrecht
Landesleiter von Baden des NSK

Wer einmal in seinem Dasein etwas recht Schweres, Dunkles erlebt hat, der wird sich erinnern, daß es dabei sonderbare Dinge gibt, von denen man auf einmal meißt, in die man sich abnungsvoll oder klarfüchtig Einsicht geminnt; wie Shakespeare einmal sagt: Dinge amischen Himmel und Erde, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt. Die sich nachher auch in keiner Logik unterbringen lassen und die doch so eindrucklich durch ihr Erlebtes überzeugen, daß für sie Gemeine Feinde der Wahrheit sind. Man kann durch ein ganz schmerzliches Schicksal, das vielleicht mit einer Wendelrunde der Geschichte zusammenfällt, einen seherischen Blick erhalten wie den eines Sterbenden, und wenn man aus diesem Erlebnis lebendig hervorgeht, sich verwandelt fühlen in einer Bestimmung von Ueberlebensgröße.

Dann laufen die anderen Menschen noch wie einst durch die Welt ohne Sinn und Führung und wissen nichts von dem, was unter und über ihnen ist, was sie hinter sich haben und was nun vor ihnen liegt. Und die anderen Menschen sind wir. Wir laufen noch durch den Tag, die Sonne scheint wie immer, die Arbeit laßt, die Fülle lockt, der Ueberdruß wartet am Ende des Tages mit der sanften Kappe des Schlafes, die sich mancher gern überstülpen läßt, wenn die Sorge vorbei ist. Essen, Trinken, Schlafen und sich irgendwo irgendwie wichtig tun, oder vielleicht auch schön sein, oder viel wissen und sich damit zeigen, das ist dann das tägliche Leben. So sehen wir es hier, so haben wir es da und machen es mit, weil die anderen es auch so machen, und fühlen uns antimächtig noch in mancher schönen Pose, in manchem buntem Geschrei.

Nur wenn wir nun mitten im Alltag plötzlich einmal etwas so merkwürdig eigen Gewordenes sehen, das ganz aus sich selber quillt und die Welt um sich verandert, dann steht jählings alles still, der ganze Rhythmus und Rhythmus: ein paar Augen sehen uns an. Und wir fühlen erschrocken: die Zeit geht weiter!

Was ist denn das, die Zeit? Warum erschrecken wir? — Die Zeit, ein Stück der Unendlichkeit. Etwas, das über uns hinweggeht, vor dem wir auf einmal sinnlos werden. Christian Morgenstern hat einmal an Schopenhauers Gedicht Verse gerichtet, wie sie heute Hunderttausende als Wahrheit einmal erlebt haben:

Was ist denn das, die Zeit? Warum erschrecken wir? — Die Zeit, ein Stück der Unendlichkeit. Etwas, das über uns hinweggeht, vor dem wir auf einmal sinnlos werden. Christian Morgenstern hat einmal an Schopenhauers Gedicht Verse gerichtet, wie sie heute Hunderttausende als Wahrheit einmal erlebt haben:

Ein großes Antlitz ist wie ein Flamm, die grell und gemaltig aufzuckt aus dem ungewissen Schein irrtümlicher Erdgötter und mit einem Mal den ganzen Schwarm zu Schatteln und Gespenstern macht, den falschen Tag mit riesenhafter Toxe Grimm entlarvend, das, was wir bilden, unser Aug der rechten Sonne trunken, nichts als Dämmerung mehr unterseibet, grauer, bläuer Schemen Spiel, und eine Sehnsucht, übermächtig, uns erlöst ... Eine Sehnsucht, übermächtig, vor der der Tod nichts mehr ist, denn sie hat Wirklichkeit gesehen. Sie macht, daß der Mensch hingehet und sich opfert um dieser Wirklichkeit willen, damit sie werde, und zufrieden ist im Sterben, denn sein Tod ist schon voll von ihr. Dulce et decorum est pro patria mori. Blut, Heimat, Vater und Kinder sind in diesem Sterben auf einmal da, und das ist mehr als das graue Dahingehen und Umkommen der anderen, die nichts sehen und hören. Wirklichkeit, das ist Sieg! Und das unermeßliche Glück solchen Lebens und Sterbens im Sieg, das ist dann das höchste Sein dessen, wonach so viel Hände greifen, die es doch niemals erreichen: Helldemum.

Was Morgenstern beim Anblick von Schopenhauers Antlitz geschah, das kann einem ganzen Volke geschehen; vor einem großen Antlitz kann es überfallen werden von der Schau, die den ganzen Schwarm zu Schatteln und Gespenstern macht, den falschen Tag mit riesenhafter Toxe Grimm entlarvend. Und so ist denn das Wunder da: daß diejenigen, die diese Schau in sich tragen, auf einmal frei und kühn und ganz eigen zwischen den anderen stehen und reden und handeln aus Wissen von Wirklichkeit, als die Gestalt und Wort und Tat gemordene Seele der gesamten Volksgemeinschaft! Und die anderen stehen dann da und staunen und möchten dem nachtun und können es nicht, denn sie haben noch nicht in sich die Wirklichkeit. Sie denken noch und beweisen und fischen so nach der vermeintlichen Wahrheit. Aber es nützt alles nichts, soviel sie nun denken und dichten: die Augen sind ihnen durch das Schicksal nicht aufgegangen, die gehen nur durch das Schicksal zur Wahrheit auf.

So entsteht denn in der Alltagswelt, deren sich nun die Griffe der Schaffenden bemächtigt haben, dieser Zwittrerkund, daß sie überall neue Mode macht und Programme aufstut und sich einander belächelt und bespottet und schließlich auch wieder aufbäumt gegen das Unfassliche oder es vergebens begreifen will mit einem zur Maschine gemachten Hirn, in dem alles konstruktiv verflocht, historisch verdetelt ist, objektive Betrachtung noch immer mit Augen, die vor europäischer Selbstgefälligkeit nicht mehr sehen können, es sei denn in erdachten Komplexen, nicht mehr begreifen können, es sei denn mit der zum Epitem gemordenen Zirkelbrille, vom Scheitel bis über die Augen, wie der junge Hegel einmal die Denkweise des Juden bezeichnet hat, die ja wirklich in dieser Art Meister noch ihr Geschick.

Das Neue, das wir erleben, hat mit alledem nichts zu schaffen. Es bewegt sich wohl noch äußerlich in den übernommenen Begriffen, hat sich auch den Mantel anziehen müssen einer Partei, die zwischen Sozialismus, Kommunismus, Liberalismus, Nationalismus, Partikularismus sich als der Nationalsozialismus aufstut, um überhaupt begriffen zu werden. Es liegt schon in diesem Worte eigentlich der Verzicht auf die Gegenwart; der Geist trat unter die Menschen, so wie sie nun heute einmal sind; er erleuchtete sie von innen und belieh ihnen ihre äußeren Formen, damit sie nicht im Leerem stehen. Der neue Geist ließ ihnen tausend Torheiten, ohne die sie nicht leben können, denn sie sind Kinder eines Jahrhunderts der Maschinen und der Systeme, die können nicht aus der Haut, so mögen sie drin bleiben.

Klanglos wächst das Neue von innen her auf. Einmal wird es die Hüfte sprengen. Bei denen zuerst, die sie zur Schale erhardt um sich tragen; bei denen zuerst, die am wenigsten von ihr haben: Bauern und Arbeiter und Leute, die in Not gelebt haben. Das schlichte Volk ist sofort zur Gefolgschaft gemordet. Das schlichte Volk und sein Sprecher und Sänger, der Volksdichter, sie tragen es schon im Herzen, ob auch das Herz nicht immer bis in die Hände reicht. Nicht immer, aber doch oft. Denn was ge-

schicht, wird doch am meisten getragen vom einfachen Volk, die ganze Ungeheuerlichkeit des Werkes, die Opferung und die Arbeit und die Entbehrung! Kein Philosoph erschafft die neue Zeit, und die Dichter? Sie sind zuweilen zu Philosophen geworden, auch die Kunst geht durch den falschen Verstand.

Wie nun aber der deutsche Volksgeist von uns allen gesehen wird als von einer schweren Krankheit befallen, in die der heilende Arzt mit dem Messer greift in höchster, letzter Stunde, das mag vielen unbegreiflich sein, das kommt wie aus einer jenseitigen Irrationalität heraus. Niebergehender liegen hinter unserm Volk, und nun ist vieles durchschnitten, mancher Kreislauf gestört, Sehnen sind frisch verhaftet und vernäht, herausgeleitet sind aus dem Leibe des Volkes viel giftige Stoffe, das reist nun und schmerzt noch und es ist keine Stelle, die nicht überanstrengt ist von ungewohnter Leistung. Und langsam wächst

alles zusammen, fast jedes Organ die neue Rolle auf, laßt und ringt jede Ader, jeder Nerv um Zweck und Bedeutung. Hier ist ein Zwißel, das sich vereinfachen muß, dort ein Zusammen, das sich weiter veräffeln muß, will es die Anstöße alle mit sich verknüpfen. Das soll alles nun fest verwachsen. Und dabei muß der Kranke schon die ersten Versuche machen, in der harten Außenwelt als Persönlichkeit gerade zu stehen und langsam wieder zu gehen und sich noch dabei erwehren der Welt, die seiner spottet.

Dies ist unser gegenwärtiger Zustand. Deutschland, wie es aus sich selber ist, wird hergestellt und stellt sich selbst her. Der Arzt und der Körper sind im lebendigen Widerpiel und sie ergänzen einander. Das Geheimnis des einen ist eins mit dem Geheimnis des andern. Kommt alles zu gleicher Eingebung, und beide fühlen, wie das Neue langsam aufsteht, das lange nicht da war: Gesundheit! Kraft und Natur!

Und wie ist nun das Neue entstanden? Wie ist es zuerst erschienen? Auf dem Felde der Materialschlacht, im Mörder des Grabens, unter den Waffen der Läuse, im Angesicht der zerstückelten Leiber, der zertrümmerten Werke, in der Sinnlosigkeit aller Anzuchtigkeiten, der Erkenntnis der ganzen Verlogenheit und Verbogenheit der Spekulationen, trat die Natur ans Licht: der Mensch, wie er wirklich ist. Nicht der Mensch der verkehrenden Menschheit, die die Leiber zerstückelt und die Gehirne zerstückelt, sondern der Mensch der Verbundenheit, der

Rufer am Rhein:

Oscar Bischoff, Mannheim

Bekennnis zur Arbeit

Wir kämpfen den Kampf im ruhigen Schacht
Und graben die Kohle in tödlicher Nacht.
Wir leben das Leben auf duftenden Schollen,
Unser Wert ist Licht und Licht ist das Wollen!
Wir regen im Weinberg die fleißige Hand
Und schauen vom Berg ins lachende Land.
Wir drehen die Spule und sind bereit
Eingend zu weben am Luch der Zeit!
Wir mengen den Mürtel mit blanker Kelle.
Um uns ist Feuer, um uns ist Hölle.
Doch wo wir auch werfen, in Nacht oder Licht:
Die Tat ist uns Leben, die Tat gibt uns Sicht!
Das Werk macht uns frei, die Arbeit uns groß!
Drum Fluch den faulen Händen im Schach!

Eine deutsche Mona Lisa

Von Dr. Otto Peters

Schöne und geheimnisvolle Frauen haben in der künstlerischen Darstellung von jeher eine große Rolle gespielt. Wurden sie von Künstlern besonders ausgezeichnet, dann festelten sie allein schon durch die Darstellung die Aufmerksamkeit der Nachwelt. Wenn aber solche Frauen mit Geheimnissen umhoben werden, und der Roman des Lebens sie in ungewöhnlichen Formen umspielte, werden berühmte Frauen der Kunstgeschichte zu Rätseln, um deren Entschleierung sich jedes nachfolgende Jahrzehnt von neuem bemüht. Die Mona Lisa ist wohl der bekannteste Fall der Frauenrätsel der Kunst.

Das spähigste Rätsel, das die Betrachtet des Gesichtes der Mona Lisa fesselt, hat in gleich rätselhafter und ammutvoller, lieblicher und bezaubernder Weise ein deutscher Meister des ausgehenden Mittelalters aus Stein gemeißelt.

Das „Bärbele“ des großen deutschen Plastiklers Nikolaus Gerhaert ist von ebensoviele Geheimnissen umgeben, wie die Mona Lisa Leonardo da Vincis. Die Mona Lisa bleibt, wie es scheint, eine ewige Frage, ein ewiges Rätsel, trophem das Bildnis uns erhalten ist. Da „Bärbele“ dagegen wurde vergessen, weil ihr

lichte bald auf Tausenden von Bildern zu sehen sein und ein Rätselraten um ein Mysterium auslösen.

Der war nun Bärbele? Die Zeitgenossen fragten sie an, eine mit allen Verführungskünften ausgestattete Hexe zu sein. Andere aber verehrten sie als wunderbare Frau, fast als Heilige. Als Hexe wurde sie zum Scheiterhaufen verurteilt, als eine Verehrungswürdige ging sie in die Erinnerungen der Nachwelt ein. Hexen und Heilige haben im Mittelalter immer dicht beieinander gewohnt.

Chroniken geben über Bärbele eine Auskunft, die das tragische Schicksal dieses Mädchens fast als ein Martyrium der Schönheit und Weiblichkeit zeigt. Wer das geheimnisvolle und wissende Lächeln wie eine ganz abgedämpfte Musik vernahm, mer die schönen, zauberhaften Züge des Mädchens auf sich wirken ließ, und wer bei der, nur einem nordischen Gesicht eigenen Tiefinnigkeit verweilte, der kann verstehen, daß das Bärbele verflocht und verehrt wurde.

Den faulitischen Menschen kennen wir im Mittelalter nur als Mann. Daß das Faulitische nunmehr bei einer Frau in höchster künstlerischer Gestaltung geformt und



Es gibt in der deutschen Kunstgeschichte kein zweites Frauenbildnis, das wie die „Bärbele“ des Straßburger Meisters Gerhaert so viele Rätsel in sich trägt. Das gleiche Kunstwerk zeigt (Bild 1) die mädchenhaft reine und zauberhaft ammutige Frau und drückt zugleich (Bild 2) das reife Wissen und starke Erleben eines dämonischen Weibes aus. Daß Bärbele auch hoheitsvoll und spöttisch-zynisch zugleich sein kann, zeigt Bild 3.

Porträt verloren ging. Man glaubte, daß die Büste bei der Vernichtung der Straßburger Bibliothek im Jahre 1870 zerstört worden sei. Ein für eine Ausstellung vorher angefertigter Gipsabguss ließ zwar die Schönheit und den Zauber der Frau, das Geheimnisvolle in Augen und Mundmüßeln erkennen, aber der Abguss konnte niemals das Interesse so wach halten, wie es ein Original vermocht hätte. Nur wenige gab es, die den Abguss kannten, die aber hingen mit aller Liebe und Hingabe an „Bärbele“.

Nun ist das „Bärbele“, jenes herrliche Werk aus dem Jahre 1468, gefunden worden. Für die Straßburger Kanzlei wurde es damals mit einer dazugehörigen männlichen Halbfigur geschaffen. Im Volksmund heißen die Büsten „Der Graf und das schöne Bärbele.“ Nach dem Brande der Kanzlei und den Zerstörungen der französischen Revolution wurden die beiden Büsten in der Straßburger Bibliothek aufbewahrt. Seit dem Jahre 1870 galten sie als zerstört. Nachdem im Jahre 1914 von der männlichen Büste ein Teil des Kopfes in Genua wiedergefunden wurde, taucht nun überraschenderweise das Original des „Bärbele“ bei einem Pfälzer Archäologen auf, der es bei einem Straßburger Trödeler kaufte. Das Frankfurter Liebig-Museum konnte jetzt das „Bärbele“ für seine Sammlungen erwerben. „Bärbele“ wird nunmehr in seiner ganzen jungmädchenhaften, reinen Schönheit und geheimnisvollen faszinierenden Weib-

lichkeit wird, ist für die Deutung vieler rätselhafter Frauengestalten von größter Bedeutung. Wir können uns jetzt viel leichter die vielen bisher ungeklärt gebliebenen Frauen an Kirchen und profanen Bauwerken erklären. Bärbele, von der Verinnerlichung der Gotik erfüllt und doch schon im Lebensgefühl der Renaissance ausgemeldet, Madonna und Helftrau zugleich, leuchtet tief in die Kulturgeschichte der Frau des Mittelalters hinein. Diesen nicht alle Frauen, die harte Reize der Schönheit befaßen, Gefahr, als Hexe zu gelten? So war es auch mit Bärbele.

Der Volksmund behauptet, daß Bärbele ein schönes Bauernmädchen aus Ottenheim war und mit dem Grafen von Nibenberg starb, da gab es keinen Schuß mehr für diese von Frauennuß und das verfolgte liebreiche Frau. Sie wurde als Hexe angefaßt und sollte lebendig verbrannt werden. Im Göttingen zu Pagenau nahm Bärbele sich durch Erhängen das Leben.

Eines wissen wir mit Sicherheit, mit dem „Bärbele“ steht nunmehr im Liebigmuseum in Frankfurt eines der schönsten und reifsten deutschen Kunstwerke. Es wird, wie im Falle der Mona Lisa, tausend Fragen aufwerfen und tausend Themen hervorruhen. D. P.

Treue zum so beschaffenen Wesen, der Mensch der stehhaften Opferung, der leidenden Opferung, der festgeschlossenen Kameradschaft, der Gemeinschaft von Volk und Heimat, er war der wirkliche Mensch. Nicht ein einzelner trug hier sein Kreuz für eine Festsitzwelt: Millionen haben es getragen für ihre Volksgemeinschaft. Es ist ein anderes Kreuz daraus geworden.

Der unbekannte Soldat stand für sein Volk und starb. Er sagte und wußte nichts von Helldemum. So sollen denn die anderen, die hinter ihm kommen, von Heroismus schweigen. Sie sollen stehen und fallen wie er, das ist das Erbe des unbekannten Soldaten.

Und einer von ihnen — und dies war der Anfang des Neuen — einer von ihnen hatte das große Erlebnis, von dem ich zuerst begann. In dem es die sonderbaren Dinge gibt, die sich in keiner Logik unterbringen lassen, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt. Als alles in Chaos fiel, Front und Heimat zusammenbrach, da hatte der unbekannte Soldat Adolf Hitler sein ganz schweres Schicksal, das mit einer Wendelrunde der Geschichte zusammenfällt und das nun auch gleich in sich schon so symbolisch war, daß es keine aussieht, als wenn es nur ein fäbles Gleichnis wäre. Es ist ein Augenblick, der weiterleuchtend eingetretenes Licht zurückwirft auf das, was war, und ein Blick ins Voraus auf das, was kommen muß.

Am Ende der Materialschlachten verliert Adolf Hitler das Augenlicht und lebt drei Tage in unerlöser leidlicher Ummachung. Leben, Heimat, Welt und Sinn sind in Dunkel gehüllt. — Und nun darf er die Augen aufstun mit einem neuen Blick, Front und Heimat zusammenbrach, da hatte der unbekannte Soldat Adolf Hitler sein ganz schweres Schicksal, das mit einer Wendelrunde der Geschichte zusammenfällt und das nun auch gleich in sich schon so symbolisch war, daß es keine aussieht, als wenn es nur ein fäbles Gleichnis wäre. Es ist ein Augenblick, der weiterleuchtend eingetretenes Licht zurückwirft auf das, was war, und ein Blick ins Voraus auf das, was kommen muß.

Wenn Hitler in der politischen Kampfszeit zu uns sprach, dann pflegte er manchmal zu sagen: dies hätte ich für alle können! Jeder von euch! Ich war nur einer wie ihr. Ich wollte Baumeister werden und mußte nicht sonderlich viel von großer Politik. Und da kam diese Stunde. Und als ich wieder sehen konnte (so sagt er einfach und schlicht): da sah ich Deutschland vor mir, so wie es werden muß, wenn es sich selbst erfüllen will. Und ich gelobte mir, nicht abzulassen, bis das es Wirklichkeit ist!

Dies ist nun das Wunder, das uns geschah; das Geheimnis, des Arztes, das dem des Körpers gleicht, — man muß nur sagen: das Göttliche, das in unserer Erneuerung nun heute wirksam wird, an das wir glauben sollen, wie der Kranke an seine Gesundheit glaubt, wenn er genesen soll.

Das Schicksalhafte für Deutschland spricht sich im Zufall aus, der zur Bestimmung wird. Der unbekannte Soldat ist in seiner ganzen Wesensanlage ein Baumeister, und ein deutscher Baumeister mit jener himmelstrebenden Kühnheit und Freiheit.

Und das andere Wunder: daß der unbekannte Soldat und Baumeister zugleich ein Künstler ist, der nichts hermacht von seiner Kunst; der die Kälte hat, sie wie sich selbst für nichts als das Mittel zu nehmen zur Wirklichkeit seiner Schau. Wie Hitler nach dem Erwachen aus seiner Blindheit die Gestalt des neuen Deutschland sah, so muß der Soldat, der Baumeister, der Künstler und der Staatsmann das neue Reich gestalten. Nichts löst, nichts berührt ihn in dieser seiner Bestimmung. Und je mehr seine Schau zum Leben erwacht, gruppiert sich um ihn die Welt. Aber auch sie hört ihn nicht, beirrt und berührt ihn nicht, auf sie wird nur zum Mittel am Bau der neuen Zeit.

Aus alle diesem begreift man heute die große Weite und Duldsamkeit, die ganze ursprüngliche Natürlichkeit und Nichtigkeit all der Wegweisungen in Hitlers Märnberger Kulturreden, die jeder mit tiefem Erstaunen vernahm. Wer da so lange auf neuen Programmen, auf neuen Formen, Moden und Sensationen herumgetritten war und nun hinter unzähligen künstlerischen und dichterischen Experimenten auf wieder ganz neue Formen wartete, die der neue Gehalt des Nationalsozialismus gebären müße, der fühlte sich hart enttäuscht. Wer die Begriffsbestimmung deutschen Wesens und deutscher Kunst in einer vielleicht kleinsten Heroik oder in einer ganz neuen Art von Diskursambik oder in einem himmelstürmenden, europaaerreißenden Vaterlandskult erwartete hätte, dem wurde ein falter Guß. Ganz schlicht bestimmte Hitler deutsches Wesen rein praktisch als Klarheit.

(Fortsetzung folgt.)

PIONIER

Von Dipl.-Ing. A. Ritzen

zu Wasser und zu Land

In einer groß angelegten Übung haben die Pioniere des Standortes Ulm Zeugnis von ihrer Arbeit und man bekam dabei den Eindruck, daß der Pionier der Soldat ist, der ein vorzügliches technisches Können, gepaart mit den besten soldatischen Eigenschaften, unter Beweis stellen muß. Eine vielseitige und sorgfältige Schulung



Wie ein Telegraphenarbeiter!

auf technischem Gebiet ist für den Pionier ebenso unerlässlich, wie ein exaktes, exerziermäßiges Arbeiten, denn nur durch die peinlich genaue Handhabung jeden Griffes kann das Zusammenarbeiten so vieler Hände erfolgreich sein.

Wir wollen aber nun den Soldaten des neuen Deutschland auf feinem Arbeitsplatz aufsuchen, um ihn dort kennenzulernen. Wir wollen bei seinen ihm zugeteilten Pflichten erweisen, wie unerlässlich und wichtig jeder einzelne Soldat für unser Volk ist.

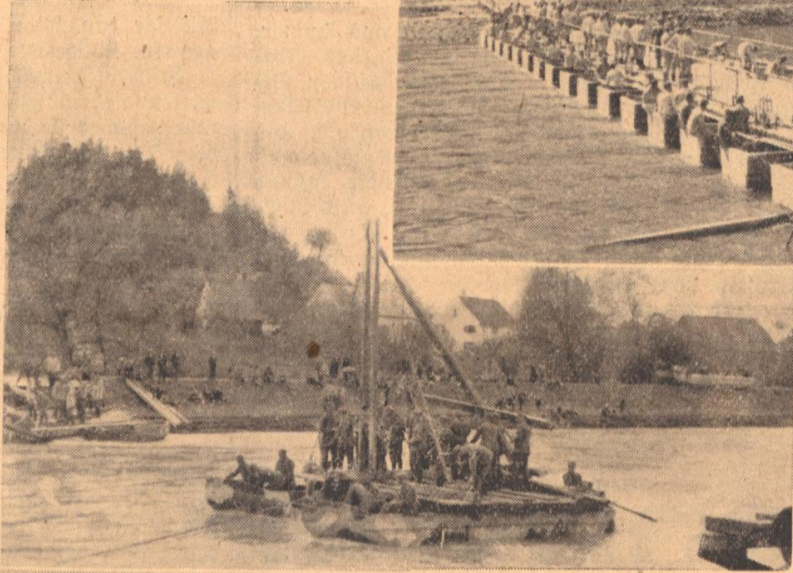
ten von Zeltbahnbindeln usm. werden dann die verschiedensten Ueberzeugmittel zusammengezimmert. Pflösch sieht man voll Erstaunen die phantastischen Fahrzeuge mit 1 bis 3 Mann Besatzung auf der Donau schwimmen. Es ist unglaublich, wie die Pioniere auf ihren Zeltbahnbindeln oder Kanus, die wie vergrößerte Blumentäfelchen ausfallen, verhältnismäßig schnell ans jenseitige Ufer kamen.

Der Spättrupp konnte also „ohne einen Mann Verlust“ das andere Ufer erreichen — der Auftrag war ausgeführt.

Bau einer 4-Tonnen-Behelfsbrücke

Auch beim Brückenbau muß oft unvorhergesehenes Material verwendet werden. Besonders beim Rückzug braucht man bis zum letzten Augenblick Brücken, die dann beim Eintreffen des Feindes gesprengt werden. Das Pontoniergerät ist dazu zu tauglich.

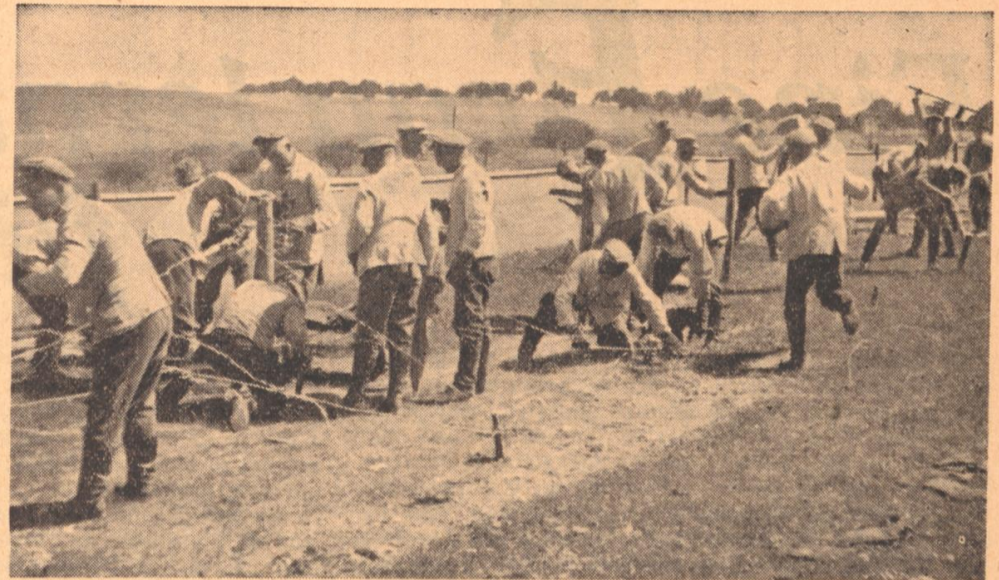
Einen solchen Fall vorausgesetzt haben die Pioniere in der Nacht mit dem Bau einer 4-Tonnen-Behelfsbrücke angefangen. Wir kommen hinzu, als die letzten festen Stützen, zwei Pfahlboje, fertiggestellt werden. Unter den lustigen Liedern des „Schwanzmeisters“ geht das Klammern der Pfähle flötend voran. Die Pressleute, die mit Bleistift und Photoapparaten den schnellen Vorfürhungen kaum folgen können, werden plötzlich mit einem prächtigen



Brückenbau!

Oben: Die Brücke ist fertig!
Mitte: Ein Pfahl wird gerammt
Unten: Eine Fähre wird eingeschleift
Aufnahmen: Ritzen

Berstellung eines Fländerzannes



Handgriffe zu sehen sind. Die Fährten liegen weiter donauaufwärts zum Einfahren bereit. Gerade bei diesen Arbeiten, die mit schwerem Gerät und oft unter schwierigsten Wasserverhältnissen durchgeführt werden müssen, bewundert man das unbedingt exerziermäßige und dadurch zuverlässige Arbeiten der Soldaten.

Ein Motorboot mit starkem Motor ist als Hilfsmittel bei den schwierigen Stromverhältnissen auf der Donau unerlässlich. Es muß die Fährten an ihre Abfahrtsplätze bringen und daneben auch den Rettungsdienst versehen, der ja bei allen Friedensübungen eingesetzt ist. Größte Genauigkeit ist sowohl beim Sehen der Bodfäden, als beim Einfahren der Fährten unerlässlich, denn die kleinste Abweichung von den errechneten Marken kann die Fertigstellung der ganzen Brücke in Frage stellen. Beim Bau einer Kriegsbrücke ist der Pionier voll und ganz in seinem Element, und er ist stolz, wenn er dem Strom die Brücke aufschwimmen hat.

Eine Fülle von Eindrücken haben die bisherigen Vorfürhungen vermittelt, aber nach kurzer Pause geht es landeinwärts zum Landübungsplatz der Pioniere, denn zu der vielseitigen Tätigkeit des Pioniers auf dem Wasser kommt eine ebenso vielseitige Verwendung auf dem Land.

Landbefestigungsarbeiten und ihre Bekämpfung

Erst als wir vor ihnen stehen, erkennen wir die einzelnen Schützenmüden und -böyer, in denen die gegen sich getarnten Soldaten liegen und sitzen. Nicht nur das noch selbst und Umgebung, auch der Anzug, das Gewehr und gar das Gesicht des Soldaten ist getarnt. Drahtbindernisse, die heute noch wie im Weltkrieg ihre besondere Bedeutung haben, werden hergestellt. Vom Stalperdrahtfeld mit Nebelkerzen und Sprengkörpern bis zum Fländerzann und spanischen Reiter oder dem Wirrwarrhindernis sind die Pioniere in allem geläufig. Daneben finden sich dann Unterstände und Unterstände in kriegsmäßiger Ausführung; mit zweckentsprechenden Hundent wird die Erde aus den Minenlöchern geschält.

Schließlich ergibt eine kriegsmäßige Lage einen Ueberfall auf die hinter Drahtbindernissen verhängten Truppen. Deutlich erkennt man die Wirksamkeit der Hindernisse und die Schwierigkeit ihrer Bekämpfung, die aber ebenfalls wieder vom Pionier in vorbildlicher Weise durchgeführt wird.

Der wichtige Sperrdienst

wird wiederum durch die 3. Kompanie Pio.-Batt. Neu-Ulm vorgeführt. Schon auf der Anfahrt des motorisierten Pionierzuges in das zu sperrende Gelände beginnt auf dem Lastwagen eine unheimliche Tätigkeit. Ladungen werden vorbereitet, Zäune in die Minen eingelastet, während sich der Zugführer nach der Karte ein Bild von dem Geländeabchnitt macht, auf dem er seinen Zug einzuweisen hat. Der Sperrtrupp muß sehr rasch handeln, denn oft entscheiden Minuten darüber, ob die eigene Truppe oder der Feind den wichtigen Geländeabchnitt zuerst erreicht.

Zunächst werden sogenannte Schnellsperrn ausgelegt, die gegen vorrückende feindliche Panzerwagen sichern sollen. Fährt ein Panzerwagen auf eine schnell über die Straße gezogene Sperre, so dürfte ihn die Explosion unbrauchbar machen. Sind keine günstige enge Geländeabstände zum Sperren vorhanden, dann müssen in großer Breite und Tiefe ganze Zonen mit Minen versehen werden. Das Aufräumen derartiger Minenfelder ist für den

Das Rüsten bei den Andern

Modernen englischer 1800-Tonnen-Untersee-Kreuzer. Unser Bild zeigt den britischen Untersee-Kreuzer „Severn“. Diese Schiffe haben einen großen Fahrbereich und sind in der Lage, lange Zeit vollkommen unabhängig vom Flottenstützpunkt Handelskrieg auf hoher See zu führen.

Gegner äußerst gefährlich und zeitraubend. Auch Scheinminen — manchmal einfache Bretterstücke — werden ausgelegt, um den Feind zu täuschen und aufzuhalten.

Der Pionier wird auf diesem Gebiet zum Erfinder, denn immer neue, wechselnde Arten von Sperrn müssen erdacht werden, um den Gegner vor neue Ungewissheiten zu stellen. Reichen die normalen, eisernen Minen einmal nicht aus, dann wird an einer gefährlichen Stelle eine „Minenfabrik“ aufgemacht und wir erleben, daß am laufenden Band mit einfachen Mitteln behelfsmäßige Minen hergestellt werden.

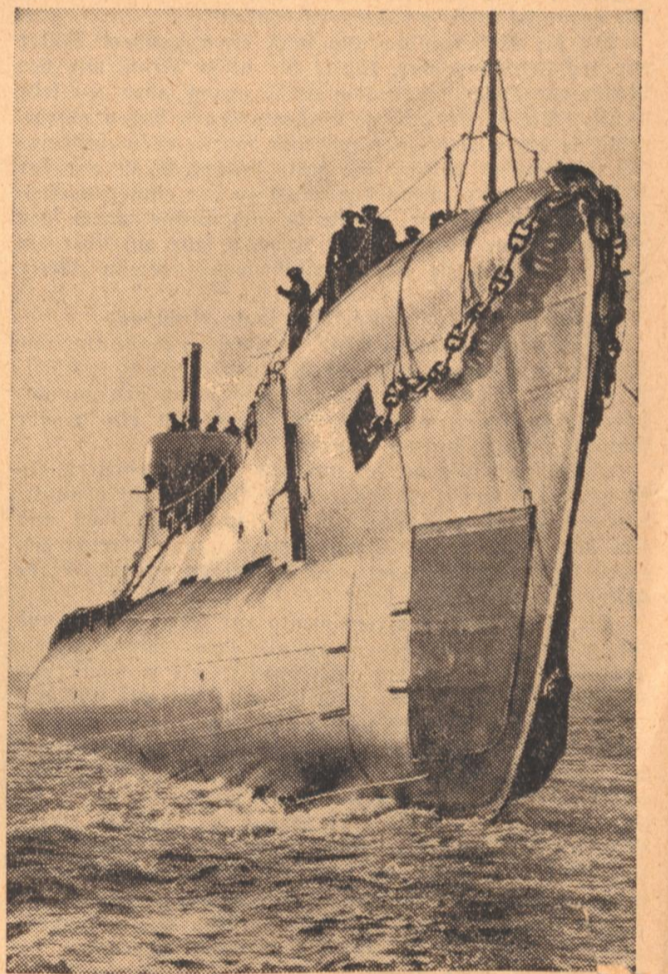
Scharfe Sprengungen

durch die 1. Kompanie des Pionier-Bataillons 1. Ulm beendeten die Vorfürhungen. Ein großes Holz-Pfahlloch, das eine Brücke darstellen sollte, wurde auf Kommando, durch den Druck auf den Knopf in die Luft gesprengt. Ebenso ging es schlagartig mit drei Telegraphenmasten zur gleichen Stunde. In beiden Fällen erfolgte die Zündung zur Sicherheit doppelt, einmal durch mechanische Zündschnur und zum anderen elektrisch.

Eine Sprengung mittels gefalteter Ladung im Draht-Hindernis führte die ungeheure Wirkung deutlich vor Augen

Wir aber sind ein Stück vorangekommen in der Achtung und Bewunderung vor den Leistungen einer Befestigung unserer deutschen Wehrmacht. Wer diese Soldaten arbeiten und kämpfen sah, möchte es nicht für möglich halten, daß es lauter junge Männer aus den verschiedensten Berufen sind, die erst eine verhältnismäßig kurze Ausbildung hinter sich haben.

Zunächst haben diese jungen Soldaten die Grundgriffe des Pioniers lernen müssen, denn kaum einer ist dabei, der einmal etwas vom Steuern oder vom Umgang mit Schiffen gelernt hätte. Dann aber kommt so vieles andere, soldatische und technische hinzu. Circa 75 Prozent der Ulmer Pioniere sind Bärrenberger, dann aber kommen die meisten vom Rest aus dem Schwarzwald und aus Baden, zum Teil auch aus der Mainau und aus Schwaben. Wer aber einmal bei den Ulmer Pionieren ist — das war schon von jeher so — der hängt mit großer Liebe an seiner Truppe und an seinem Platz, denn Ulm hat eine besonders gute Tradition für den Pionier.



Mit dem Flohsack über die Donau

Um 7.45 morgens treffen wir auf dem traditionsreichen Wasser-Übungsplatz der Ulmer Pioniere an der Donau ein. Zunächst hat das Pionier-Bataillon Neu-Ulm (Kommandeur Major Voehringer) das Wort. Die 1. Kompanie zeigt einen Flohsackübergang über die Donau. Kriegsmäßige Lage ist gegeben und das Klammern der Maschinengewehre legt die Zuschauer schnell in entsprechende Stimmung. Man erfährt, daß seit 7 Uhr vormittags das jenseitige Ufer unter starkem Artilleriefeuer liegt, wodurch der Angriff der „blauen“ (unserer) Truppe vorbereitet werden soll. Vorerst ist „blau“ noch gegen Erd- und Luftbeobachtung getarnt, so daß wir nichts sehen.

Schlagartig bricht die erste Angriffswelle mit ihren kleinen Flohsäcken in breiter Front über die Uferböschung vor und in kurzer Zeit wird das Feindufer erreicht. Nach kurzem Kampf ist der Angriff gelungen und nun werden schnell die großen Flohsäcke nachgeschickt, die mit je einer Gruppe oder mit einem schweren Maschinengewehr beladen sind. Durch die Bildung eines Brückenkopfes am anderen Ufer wird dem Feind die direkte Einwirkung auf den Fluß verwehrt.

Die von der kämpfenden Truppe benötigten Gefechtsfahrzeuge und Pferde werden sofort anschließend mit behelfsmäßigem Gerät übergesetzt. Aus Balken, Stangen und Brettern werden zu diesem Zweck Fährten gebaut. Zur Unterstützung des Ueberganges, der in Wirklichkeit bei Nacht oder in der frühesten Morgendämmerung erfolgt wäre, sind noch Minenwerfer und schwere Artillerie weiter rückwärts eingesetzt, außerdem ist die Donau selbst durch künstlichen Nebel vollkommen eingehüllt, um dem Feind ein Zielen unmöglich zu machen.

Die Vorfürhungen dauerte alles in allem 15 Minuten, dann folgt ein

Donauübergang mit behelfsmäßigem Gerät

als Gegensatz zu dem vorangegangenen mit vorbereitetem Gerät. Ein Pionierpátrupp der 4. Kompanie des Neu-Ulmer Bataillons hat den Auftrag, jenseits des Ufers eine Eisenbahnbrücke zu sprengen. Flohsäcke konnten nicht mitgegeben werden, die Uebergänge sind aber zerstört und keine Rähne vorhanden. Auch in diesem Falle bildet der Fluß für den Pionier kein Hindernis. In der nächsten Drückhaft werden Baustoffe für behelfsmäßige Ueberzeugmittel aufgetrieben. Aus Stangen, Brettern, Blechkanal-bletern, kleinen Tonnen, Draht, Nägel, Stroß zum Herstellen

Rammers überrascht. Der Unteroffizier vom Dienst hat ihn selbst verfaßt:

Hoch den Vär — noch viel mehr
Schlagt ne Brücke — ohne Zäue
Sie soll heute — Pressleute
hohe Tiere — über die Donau führen
daß die Zeitung — die Vollenzung
unter Arbeit — wage preis
Aun zu wollen wir — auf dem Wasserplatz
ne willkommen heißen.

Jeder Fachmann weiß, daß es auch noch andere, nicht gerade für zarte Ohren geeignete Rammlieder gibt, aber die Hauptfrage ist in diesem Falle eben der Ansporn, der von dem ehörtlich gesprochenen Vers ausgeht. In der feste Teil der Brücke fertig, dann fahren Fährten den schwimmenden Teil ein. Ueber eine solche 4-Tonnen-Behelfsbrücke können außer Lastkraftwagen fast alle Fahrzeuge der stehenden Truppen einer Infanterie-Division fahren.

Stegbau über Flüsse und Schluchten

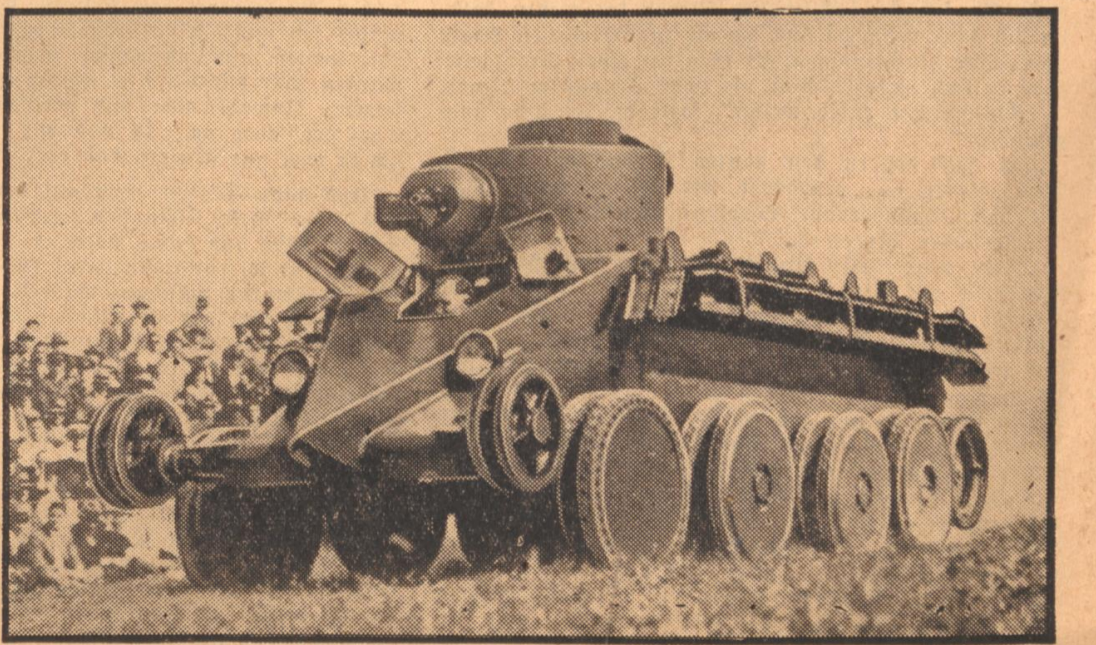
Wenige 100 Schritte hinter dem Donauufer liegt der „Trockenübungsplatz“ der Pioniere. Ein aller Festungs-Ballgraben dient als ideales Übungsgebiet für kleine Uebergänge. Hier trat das Pionierbataillon Ulm (Kommandeur Oberstleutnant Schönsfelder) in Tätigkeit. Die 2. Kompanie führte den Bau verschiedener Stege vor. Wir sahen gerade noch die letzten Handgriffe an einem „Sprengwerk-Steg“, wie er meist über Schluchten gelegt wird. Die Festigkeit wurde durch den Uebergang der Truppe in kurzem Abstand bewiesen. Ein „Mudraitea“ — benannt nach dem Vorkämpfer Mudra — der aus Benzintäfelchen, Kanistern, Wöhlen, Stangen und Stricken zusammengebaut und geschürzt ist, wird zu Wasser gebracht. Dann folgte ein „Befeler-Steg“ — ebenfalls nach dem General Befeler bezeichnet — der aus einzelnen Böden mit Bretterbelag besteht. Bei beiden Stegen, die dem Uebergehen von Infanterie über Bäche und schmale Flußläufe dienen, ist die Einfachheit der Handhabung geradezu verblüffend. Erst später überlegt man sich weis sinnvolle, bis ins kleinste ausgefüllte Konstruktion dahinter steht.

Das Meisterwerk einer 8-Tonnen-Kriegsbrücke

Die 3. und 4. Kompanie hat den Bau einer 8-Tonnen-Kriegsbrücke soweit vorbereitet, daß der Landstoß am jenseitigen Ufer fertig ist, während diesseits noch die letzten

Ein Kampfwagen mit einer Stunden-geschwindigkeit von 190 Km.

ist der nordamerikanische leichte Christie-Naderraupe-Kampfwagen. Diese außerordentliche Schnelligkeit erreicht er allerdings nur auf Rädern. Jedoch ist seine Geschwindigkeit auf Kanpen, die 96 Km. in der Stunde beträgt, nicht weniger erstaunlich.



Eine Frau lernt fliegen

Von Karl Conrad

Es waren schon so viele Vögel nach an diesem Morgen, alle in den Bäumen um den Flugplatz herum, aber, als die Mechaniker den Motor anwarfen, war nichts mehr davon zu hören, nur der Motor sehr hell und hart, und der Himmel klar bis auf ein paar kleine Wolken am Horizont, die gelb waren, aber unten die Erde noch verschattet, und die Grasnarbe feucht vom Tau, auch die hellen Stühle der jungen Frau, die über den Flugplatz zur Maschine ging, bald feucht und dunkel. „Sind Sie heute in Form?“, fragte Brenbach, der zum Motor hinaufgeklüffelt war. Er lächelte. Sein Gesicht war voller Falten, aber nur so lange, wie er lächelte, außer den beiden Falten von der Nase zu den Mundwinkeln herunter, die immer blieben. Die junge Frau wollte sagen, daß sie in Form sei, aber er hatte sich schon wieder nach den Mechanikern umgedreht, und sie hörte, daß er mit ihnen über irgend etwas von Zündung sprach. Der Apparat lag hoch auf dem Fahrgestell; man mußte zuerst auf den Gummirreifen eines Rades treten und sich dann hinaufziehen und über die Bordwand schwingen, aber es war leicht, in dem Leinwandzug sich zu bewegen, obgleich die junge Frau, sobald sie den weiten gelbgrauen Anzug trug, das Gefühl hatte, gar nichts Besonderes mehr zu sein, und wenn sie sich in ihrer Koje im Spiegel betrachtete, den Sturzhelm auf dem Kopf, mußte sie zugeben, daß sie jetzt nur noch ein fliegendes Wesen an und für sich war, und alles andere war unwesentlich.

Also stieg sie in ihren Sitz; der Fallschirm diente als Kissen, und sie zog sich die Gurte über die Schultern und hatte sie mit einem andern Gurt ein, den sie um ihren Leib schnallte. In dieser Schulmaschine lagen die beiden Sitze nebeneinander, was den Apparat vorn etwas breit machte; er sah nach einer Ente aus, und es verringerte die Geschwindigkeit, aber man legte keinen Wert darauf, hatte Brenbach einmal gesagt. „Ich will meine Schüler vom Kopf bis zu den Füßen neben mir sehen“, hatte er gesagt.

Er gab Vollgas. Die Mechaniker liefen zur Seite. Die junge Frau sah noch einmal nach dem Windrad hinüber, der ruhig an seinem Mast stand, neben der Halle, vertikal und ein bißchen aufgefahen. Es war nicht viel Wind an diesem Morgen und er kam gleichmäßig aus einer Richtung.

„Es ist notwendig“, sagte Brenbach, und sie beugte sich zu ihm hin, denn der Motor war sehr laut, daß sie den Steuerknüppel ganz locker halten und jede Bewegung nachempfinden. Sie hielt den Knüppel los mit beiden Händen und schloß, wie Brenbach lehrte. Die beiden Knüppel waren gekoppelt. Erst als die Maschine sich hob, zog Brenbach das Höhensteuer ein wenig an.

„Sie müssen den Apparat behandeln“, sagte er, wie man Kinder im ersten Schuljahr behandelt. Später können Sie freier sein und Ansprüche stellen.“

„Ist das der höchste Grad?“

„Nein. Den höchsten Grad haben Sie erreicht, wenn Sie gar nicht mehr an Steuern denken.“

Als die Ueberlandleitung noch etwa hundert Meter vor der Maschine war, schloß die junge Frau, wie der Lehrer das Höhensteuer noch etwas anzog, aber nur sehr wenig. Sie dachte, daß sie härter gezogen haben würde, wenn sie allein gewesen wäre, und daß sie es wahrscheinlich überzogen hätte. Sie hatte immer Angst vor der Ueberlandleitung, wenn der Start in der entgegengesetzten Richtung erfolgte, machte sie sich Sorge wegen des Hangars. Aber nun kam der Apparat sehr gut über die Leitung hinweg, sie schloß mindestens fünfzehn Meter Distanz.

„Dann geht alles von selbst“, sagte Brenbach. „Das muß großartig sein!“ sagte sie und blickte nach ihm hin und dann wieder nach dem Windrad aus Zelluloid, der etwas gelblich war, und durch den unsichtbaren Propeller zum Horizont, über dem ein leichter bläulicher Morgennebel schwebte.

„Günstiger Fließwind hat mit den Füßen gesteuert, als er über Zingst lag, weil er die Hände dazu benutzte, eine Karte zu zeichnen.“ „Aber“, sagte Brenbach und ließ den Apparat immer noch steigen, „man erreicht den höchsten Grad nur, wenn man die beiden anderen Grade gründlich durchgemacht hat.“

Sie beugte den Kopf ein wenig zur Seite hinaus und sah, daß jetzt die Dächer unten alle schon Sonne hatten, aber die Straßen waren noch dunkel, wie Kohlenröhre, und man konnte von hier oben gut sehen, wie auf dem einen Ufer des Flusses nur Häuser waren, sehr dicht, denn da lag das Zentrum mit den Geschäften und den Büros und auch Mietshäusern an der Peripherie, aber auf der andern Seite des Flusses war viel Grün, die Straßen hatten Bäume, und hinter den Häusern waren Gärten, und darüber lag nicht so viel Dunst. Die junge Frau kam sich sehr losgelöst vor, wie sie das alles so betrachtete, und nur ihr Sitz war etwas festes; die Hände lagen auf dem leicht beweglichen Steuerknüppel, und die Füße standen auf den Seitensteuerpedalen, die sich eben so leicht bewegten. Als sie nach ihrem Lehrer hinblickte, sah sie, daß er das Steuer losgelassen hatte. Er sah ganz ruhig da und sah ihr zu, die ganzen Haare vom Wind durcheinander. Er trug nur einen Sturzhelm, aber er ließ seine Schüler nie ohne Sturzhelm fliegen.

„Fliegen Sie ruhig weiter“, sagte er, „es ging ausgezeichnet.“

„Ich hab' gefiern den ganzen Nachmittag auf dem Dach gefressen und beobachtet, wie Sie trainiert haben. Sie haben wundervolle Loopings gemacht.“

„Verfluchen wir es mal?“

„Nein, bitte nicht.“ Und etwas später sagte sie: „Jetzt möchte ich zur Aldegrevstraße 10.“ Bei der dritten Brücke sah die junge Frau nach dem Kompaß, der in seiner grünen Kapelle in der Mitte des Windschubes befestigt war, und bog genau im rechten Winkel ab, und unten begannen die Straßen mit viel Grün, und dann sah sie das Haus und den Garten und die Terrasse nach dem Garten zu. Brenbach ließ den Apparat tiefer gehen, sehr hoch einmal um, und flog nun ziemlich tief über das Haus hinweg. Ein junger Mann im weichen Tennisanzug war auf die Terrasse getreten, er winkte, sie ließ das Steuer los, sie dachte: „Er kann Gott sei Dank nur einen Kopf sehen, nicht den Anzug. Ich bin ein eitles Känguruh.“ Und sie winkte mit ihrem Taichentuch. Sie war sehr aufgeregt und glücklich.

„Nächstes versuchen wir doch einen Looping. faate sie.

Sie flogen einen Looping und das Haus mit der Terrasse hob sich und sauste über den Kopf der jungen Frau hinweg und lag dann wieder unten.

„Es ist notwendig“, sagte Brenbach, „daß Sie beim Fliegen nie so etwas empfinden, als ob Sie sich drehen oder auf dem Kopf stehen oder, was noch schlimmer ist, als ob die Erde sich um Sie herumdreht. Das ist alles nebensächlich; Sie müssen nur darauf achten, wie groß die Entfernung von der Maschine bis zur Erde ist. Sie können sich die größten Dummheiten erlauben, wenn Sie genug Luft unter sich haben. Davon hängt Ihr Leben ab.“ Er ließ den Apparat steigen.

„Bitte, noch einen“, sagte sie.

Sie flogen noch einen Looping über dem Haus.

„Es wird ihm ungeheuer imponiert haben“, sagte die junge Frau, als sie wieder dem Fluß aufzogen.

„Es war zweifellos ein Erfolg“, sagte Brenbach, „wenn Sie so weitermachen, werden wir über die linke Tragfläche abzurufen. Achten Sie auf die Verwindung!“

Sie sah nach dem Pendel, das sehr ruhig hinter feiner dunkler Scheibe in Del hing, und die Marke war sehr weit rechts neben dem Pendel. Sie zog den Steuerknüppel nach rechts, aber zu weit, und als sie versuchte, zu forrieren, begann die Maschine zu schaukeln. Brenbach brachte sie zur Ruhe. Die junge Frau war noch immer sehr aufgeregt und dachte an allerlei. „Glauben Sie, daß ich“, sagte sie, „jemals landen lerne?“

„Na“, sagte Brenbach, droffelte das Gas und setzte zur Landung an. Sie fühlte wie der Apparat Neigung nach vorn bekam, und der Motor wurde so still, daß das Säusen des Windes an den Tragflächen zu hören war, und es war ein ganz gewaltig heiler Gleitflug, direkt auf den Hangar zu. Die junge Frau, der Steuerknüppel locker in den Händen, dachte, daß es Zeit wäre, das Höhensteuer wieder etwas anzuziehen, damit man flacher unten aufkomme, und sie sah nach Brenbach, ob er es noch nicht anziehen wollte. Er sah zurückgelehnt und beobachtete sie, und dann sah sie, daß er das Steuer losgelassen hatte. Er sah da und lächelte und hatte das Steuer losgelassen.

„Brenbach!“ rief sie. Es ist komisch, jemand so anzurufen, der dicht neben einem sitzt, und Brenbach blieb unbewegt und sah seine Schülerin weiter an und lächelte. Die Erde kam ihr vor wie ein Kieselball, den irgend jemand nach dem Apparat geschleudert hatte und der nun auf ihn zuflug und schon sehr nahe war, und sie sah den Hangar sich ausbreiten, und die Eisenträger, die dazu da waren, den Apparat und alles darin in Stücke zu schlagen, und die vielen Glasflächen dazwischen, die alles zerhacken, was die Eisenträger nicht in Stücke geschlagen haben, und dann war der Apparat nur noch ein paar Meter über der Halle. Brenbach sah ruhig und



Zwischenfall in Smyrna

Geschichte von Walter Jörn Badenhoop

Wir steigen die Vordtreppe hinab. Mit jenem eigentümlichen Schwingen in den Hüften, den nur Matrosen haben. Steigen Treppe für Treppe auswärts an unserem brauen „Dale“ herunter und hatten dazu dieses Gefühl, das auch nur Matrosen haben können. Dieses Gefühl nämlich, an Land zu gehen. Mit der ganzen Feuer in der Tasche. Außerdem jung zu sein, sauber gewaschen und so verdammt froh darüber, daß man wieder unter fremde Menschen kommt, seltsame Dinge sieht und die Mädchen wieder anlagern kann wie in St. Pauli.

Nisse, der vor mir ging, hatte eine leuchtend blaue Jacke an mit goldenen Knöpfen, die er sich in Konstantinopel gekauft hatte. Er hatte die Jacke mit Liebe gekauft (die nur kennt, wer Jahr um Jahr allein für seine Sachen sorgen muß) und hatte sie gerade aus dem Papier genommen. An den Ärmeln sah man noch die Knöpfe. Und ich hatte, ich weiß es noch wie heute, ein paar neue, unfähig weite Flanellhosen an, auf die ich mächtig stolz war.

So kletterten wir in das Boot, das uns an die Mole von Smyrna brachte. Der norwegische Koch — auf „Dale“ waren nur Norweger außer Nisse, dem Schweden und mir, dem Deutschen — Viet also stand oben an der Heckling und spuckte in aller Unfriedenheit nach uns. Aber Viet, der alte Trottel, hatte das Spucken in seiner verräucherten Kombüse verlernt. Er traf nur den türkischen Bootsmann am anderen Ende des Bootes und mußte sich nun sein fürchterliches Gesichtspie anhören. Wir lachten laut und wußten, was wir nächstens machen würden. Wir würden Viet wieder einmal das Essen verfallen. Jannoch, aber wir würden schon den richtigen Topf erwischen, ha, ha, und wir winkten Viet zu, der sich ja doch nur ärgerte, daß er nicht an Land konnte.

Und dann standen wir auf der Mole und besehen uns diese Gde Kleinstadt. „Widderinnig heiß ist es“, höhnte Nisse und damit hatte er zunächst das wichtigste gesagt. Ehe wir uns dann aber entscheiden konnten, was wir in Smyrna anfangen würden, war schon ein Haufe brauner Kinder um uns. Bald wußten wir auch warum, denn sie zeigten unablässig auf den unbedeckten Kopf von Nisse. Und in der Tat — es war etwas erlaunliches, zu sehen wie blond das Haar von Nisse war, der an Land nie eine Mütze trug, einen weißen Hut oder gar einen Tropfenhelm, was hier nicht einmal schlecht wäre. Die vielen kleinen Türken und die braunen Kinder aus dem Araberviertel staunten aufrichtig. Sie hoben die Hände hoch und ein kleiner Junge wollte gar zu gern einmal an das Haar fassen. Nisse beugte sich lachend herunter und ließ den kleinen Kerl über sein blondes Haar freieren. Dann schlenderten wir in die Stadt. Aber viel war es dieses Mal nicht, was wir entdeckten. Die Hitze war wohl daran schuld.

Nach dem Fang

(Engel, M.)



beobachtete seine junge Schülerin, er lächelte noch immer, sie dachte, er müsse so etwas von dem Genre eines Mörders und Selbstmörders sein, und in einer halben Sekunde erinnerte sie sich an alles, was sie geleert hatte, und zog das Höhensteuer an, zuerst sehr langsam, und dann schneller, und die Maschine kam horizontaler und ging im flachen Gleitflug mit etwa sechs Meter Distanz über das Hallendach weg und sehr schön flach aufs Rollfeld. Man fühlte kaum, wie sie aufstieg.

„Na also“, sagte Brenbach, „die Landung konnte gar nicht besser sein. Das nennt man Nerven.“

„Das war Erpreßung“, sagte sie, „halten Sie nichts vom Leben?“

„Doch, aber auch von Menschenkenntnis. Sie gehören zu der Sorte Menschen, die im richtigen Augenblick das

Richtige tun. Man hat alles Recht, sie die Mutigen zu nennen. Solche Menschen haben wir heute nötig.“

Zum erstenmal trennte sie sich nur schwer von dem weiten Leinwandzug, um in ihr Privatleben zurückzukehren; aber sie war gleich wieder glücklich, als sie aus dem Tor des Flugplatzes trat und sah, wie der junge Mann von vorn aus einem verstaubten alten Zweiflügel herausschleuderte.

„Na, weißt du“, sagte er, „mir so über den Kopf zu fliegen!“ Er kam auf dem Kies heran und sah sehr beglückert aus.

„Dh, es war großartig!“, sagte sie.

„Du, wie ich dich von oben aus?“

Sie sah ihn an.

„Wie immer“, sagte sie lächelnd.

über Wasser. Ich zog erst den Jungen hinein, dann Nisse, der ein bißchen schlapp geworden war mit all den Kleibern am Leibe. Der Junge schloß fürchterlich und wie das ganze Wasser aus, das er geschluckt hatte.

Dann lag er ruhig auf dem Smyrnatopfen und Spizen. Jetzt erst hatte Nisse Zeit, sich den Jungen anzusehen. Er beugte sich über ihn, während das Wasser aus seinen blonden Strähnen tief und seine blaue Jacke um seine breiten Schultern klebte wie ein Schwimmitrit. Nisse lachte. Jetzt sah ich es auch. Es war derselbe Junge, der vorhin das Haar von Nisse so bestaunt hatte. Na, dann packte es ja.

Ich ruderte langsam wieder zur Jollstelle zurück. Wir waren noch nicht da, als wir schon eine große Menge Menschen sahen, die in die Hände klatschten, unerständliches himmelberiefen und mit Füßern winkten. Wir anlegten, warf sich eine Frau, wohl die Mutter des Jungen vor Nisse hin und umfakte seine Arme, während sie fortwährend etwas rief, was wir nicht verstanden. Und alles Volk bestürmte den triefenden Nisse. Dem armen Nisse aber war das nur peinlich. Am liebsten hätte er sich vor so viel dankbaren Leuten auf's Schiff gestellt. Und plötzlich rannte er auch davon. Und ich machte, daß ich hinter her kam, denn mit einem Mal hatte man auch mich entdeckt.

So leicht kam Nisse allerdings nicht davon. Am Abend wurde er durch den türkischen „Wachmann“, der nachts das Schiff zu bewachen hatte, gebeten, er möchte mit dem Kommandanten der Jollboote kommen. Es sollte eine große Feier veranstaltet werden und er sollte eine „schöne Erinnerung“ bekommen. Aber Nisse brühte sich und ließ bestellen, daß sein Schiff schon um Mitternacht auf die Reise ging und er vorher noch die Wache hielt. Was natürlich gar nicht stimmte. Aber Nisse war nun mal nicht für das Geleiertwerden.

Woh als der Kapitän Nisse rufen ließ, ging Nisse auch hin. „Ich hab' da was gehört“, sagte der Kapitän, „du hast da jemandem das Leben gerettet? Wie?“

„Ja“, sagte Nisse ganz verlegen, „ich bin reingefallen und habe einen Jungen rausgeholt.“

„So! Das hast du brav gemacht!“ und dann schüttelte der Kapitän eine hübsche Zeit lang die Hand von Nisse. Das war alles. Aber Nisse, ja Nisse, wurde rot bis über die Ohren. Das war immer so, wenn man ihn lobte.

Aber als Nisse wieder in der Bad kab, machte er seinen Herzen Luft. „Was diese braunen Kerle in Smyrna sich denken! Eine große Feier. Wie sollte ich nach Hause kommen zu meinen Brüdern! Die sind noch auf der Schule und es hat doch jeder schon einen aus dem Nord geholt. Viele sogar im Winter und er ist heimatlich noch unter das Eis gekommen.“ Und Nisse schüttelte in ehrlicher Entrüstung seine blonden Haare und flüpfte dabei das Weibchen in den schwarzen Kasse — „so viel Wesen soll man nicht davon machen.“

Und all die Männer um ihn trugen daselbe Gesicht wie er und nickten zu seinen Worten. Etwas ruhiger und etwas bedächtiger. Da sie in Smyrna waren oder in Dale, ob sie in Hamburg saßen oder in Singapur, sie hielten sich immer gleich. Jeder von ihnen hätte es so gemacht wie Nisse. Keiner hätte nach einer Feier, nach einem Dank gefragt. Keiner, Nein, auch der alte gefaltene Jan Maat nicht, der nun langsam und gemütlich ein Stück Käse von dem großen Holländer Nlad abfädelte. „Aber deine schöne blaue Jacke, mein Jung, hältst du vorher man ruhig ausziehen können.“

Auf der Lurellstrasse

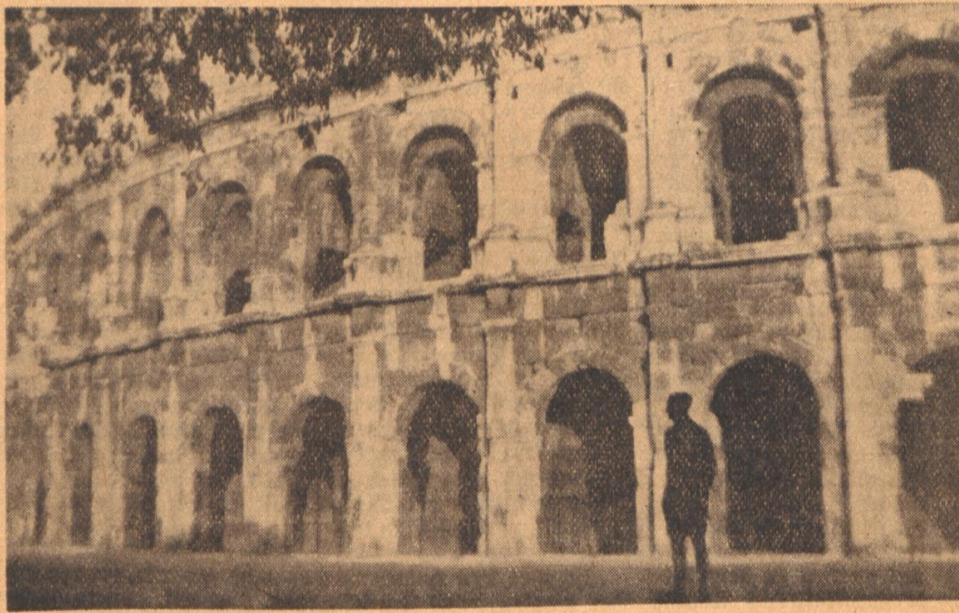
Erlebnisse und Eindrücke auf einer Radtour durch die Schweiz und Savoyen, für den „Führer“ berichtet von Severin Kühn

Mit meinem Freunde sitze ich über der Karte Europas und rechne, nicht Kilometer-Programme aufzustellen finde ich albern, denn es kommt doch immer anders als man denkt — nein, unsere Spargroschen rechnen wir zusammen. „Mit dem Rad zum Mittelmeer“, das sagt sich leicht, doch auf heißen staubigen Landstrassen herumzuzugieren ist kein „Klassenausflug“. Aber viel, viel schöner!

Es ist Anfang September. In früher Morgenstunde ziehen wir durch die noch menschenleeren Straßen von Heidelberg voll Erwartung und Spannung dem Süden zu; wir sind mit unseren Rädern auf der Straße und fühlen uns als Könige, wie so manches Jahr während unserer Ferien. Entlang unserem schönen Schwarzwald erreichen wir am ersten Tag Müllheim, wo uns das S.H.G. gastfreundlich aufnimmt.

Die Grenze bei Basel wird vor Mittag des nächsten Tages überschritten und bald befinden wir uns zwischen den Bergen des Schweizer Jura. Langsam aber stetig beginnt die Straße anzusteigen, jetzt müssen wir unsere braunen Stahlfedern schieben. Ich war während über den langen Aufstiegsstrecke an der Schweizer Grenze, noch während der über die furchtbare Hitze, aber Jörn und Kerger legen sich sofort, als wir tiefer ins Gebirge kamen. Es gibt eine Landschaft bei der es gleichgültig ist, ob die Sonne scheint oder ob es regnet, eine Landschaft, die einen groß macht und gut, eine Landschaft, bei der man sich an den Händen faßt. Allzu reich nur neigt sich die Sonne ihrem Untergang zu und in einem Bauerngehöft übernachten wir im Den, schon eine schöne Strecke fern der Heimat. Die Bauersleute sprechen deutsch, doch sind wir hier an der Sprachgrenze, im nahen Dorf Sogghies wird nur noch französisch gesprochen.

Nach Tavanos nimmt die Straße noch einen mächtigen Anlauf, durchbricht in gewaltiger Art, vorbei an schwindelnden Schluchten, den letzten Höhenzug und nun laufen wir durch Tunneln und unter überhängenden Felsen zu Tal in nervenaufreizendem Tempo. Raum ein Wild bleibt für die Schönheit der Landschaft, mit schummernd nur noch von Plattsitzen und Äpfelbrüchen, im Weiße sehe ich mich an der nächsten Kurve im elegantesten Salto mortale über die Brüstung in die Tiefe verschwinden. Glücklicherweise sind wir in der Delle angekommen, halten wir und schauen zurück, hinauf zur Höhe, Worte finden wir nicht. Zur Rechten begleiten uns nun immerfort die Berge des Jura, weite Nebhänge reichen bis zur Straße, links liegt der Briener See in azuriner Bläue und über den See grünen die Alpen und leuchten ihre Schneefirn in übermächtiger Pracht. „Es lächelt der See, er ladet zum Bade“ und während der Rast über dem Feuer steht, können wir der Einladung nicht widerstehen, was wir hinterher bitter zu büßen haben; wie wir munter, frisch und strahlend vor Sauberkeit dem Wasser entsetzten, da gibts enttäuschtes Gesicht; die gute Suppe liegt im erloschenen Feuer, die Folge: Das Mittagessen besteht heute nur in einem Gang: Griecherei mit Kefjel als Eintopfergericht!



Die Römerbauten in Nîmes

Ueber Neuchâtel, Yverdon führt uns der Weg am vierten Tag unserer Tour an den Genfer See nach Lausanne, doch recht sauer lassen einige Höhen zwischen dem Neuchâtel- und dem Genfer-See uns den Weg werden, dafür geht es in holzer Fahrt hinunter nach Lausanne und Dugny am Ufer, wo wir ergriffen ob des herrlichen Blickes über den See am Hafen stehen — Himmel und Wasser haben eine Farbe und über dem leichten Dunst stehen die Gipfel der Alpen.

Sinter Morges halten wir Mittagstraß. Wie wir so fleißig beim Kochen sind und all unsere Aufmerksamkeit dem werdenden Mittagessen gilt, beginnt es plötzlich um uns lebendig zu werden. Ungeahnt sitzen wir mitten in einem Manöver der Schweizer Miliz und müssen nun eine ungeheure Angst anstehen, daß uns einer in die Suppe reißt. Jetzt können wir uns erklären, warum wir seit Yverdon so viel Militär auf der Straße gesehen haben, doch wie wir so ahnungslos mitten ins Manöver geraten sind, ohne jegliche Warnung, ist uns schleierhaft. Auf einmal taucht hier und dort ein Käppi auf, doch ein Glid: von der Kavallerie, die ganz nahe bei uns vorbeizieht, fehlt keinem der Gaul in unserer Richtung durch; in aller Gemütsruhe können wir unsere Kochtöpfe genießen.

Et Kilometer à Genève zeigt der Meilenstein, ich fürchte, wir kommen in die Nacht hinein. Die Spätnach-

mittagsonne wirft einen goldenen Schimmer über den See, der herrlich in seiner blauen Pracht zu unserer Linken liegt, dahinter die Alpen und rechts wird das Bild eingerahmt von den Bergen des Jura. Am Abend sitzen wir am See, eine feierliche Stille um uns. Aus den leichten Nebelschleieren, die über dem Wasser liegen, hebt sich in unbeschreiblicher Schönheit, Zartheit und Erhabenheit die Alpenkette, wunderbar beleuchtet von dem letzten Schein der untergehenden Sonne. Weit drüben am anderen Ufer blühen nach und nach die Röhren französischer Fledern, Dörfer und Städte auf, dazwischen zieht majestätisch ein Dampfer in seinem Röhrglanz vorüber und gedämpft hört man über's Wasser die Musik an Bord. Ohne Worte liegen wir wohl an die zwei Stunden und trinken das Bild in uns hinein, dazwischen spielen wir auf der Mundharmonika Heimatlieder und es ist, als ob die Wellen am Ufer leise den Takt dazu schlagen.

Schwer nur trennen wir uns von unserem trauten Lagerplatz, wollen wir doch heute noch nach Genf, wo wir zu übernachten gedenken. Das herrliche Landschaftsbild ist erloschen, wir fahren auf endloser Landstraße in die Nacht hinein, wortlos und kumm von dem zuvor Gesehenen. Da — weit vorn zur Linken spiegelnde Lichter in ungeheurer Fülle — der erste Eindruck von Genf. Die Straße nähert sich wieder dem See und jetzt befinden wir uns in dem Röhmeer, das wir kilometerweit vor Genf gesehen. Lichtbogen umsäumen die Ufer, elektrische Birne an Birne reiht sich gleich Girlanden in ununterbrochener Reihenfolge; so müde wir sind, diese Partie am Ufer wird noch beschäftigt, dann suchen wir ein billiges Vogis auf, doch das finden wir in diesem Stadtteile am Ufer des Sees so leicht nicht, nein, gleich hinter dem Bahnhof liegt eine ganz andere Stadt. Wir gehen durch dunkle Straßen mit düsteren Häuserfronten, aus denen die Fensterrahmen hohl und gelsenförmig herausstehen. Hier wohnt das Gend und das Verbrechen, dort unten am Ufer, der Luxus und der Höhe Mannen — wie liegen doch die Gegensätze nahe beieinander!

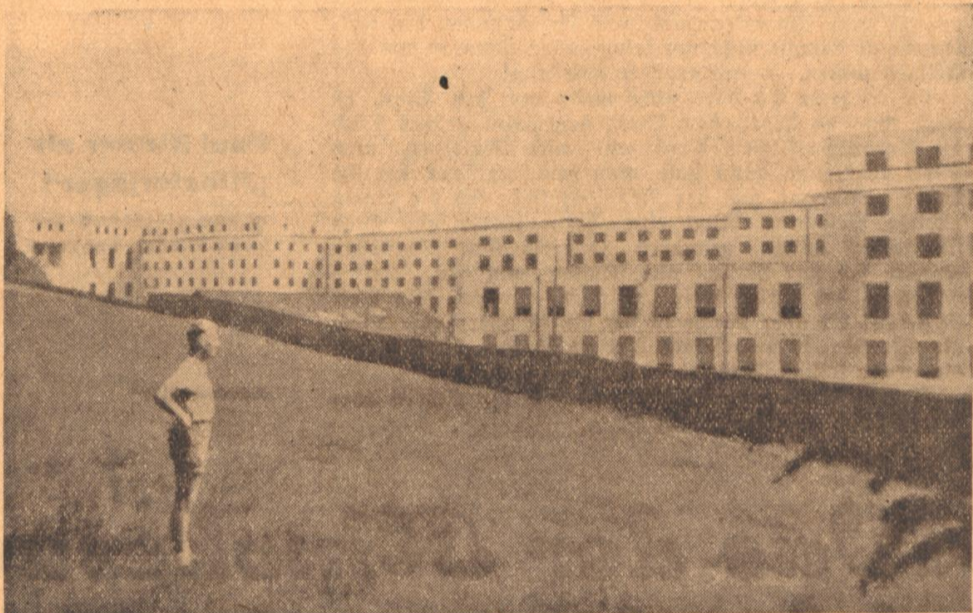
Der Morgen findet uns früh auf den Beinen und als erstes gilt unser Besuch dem Völkerverbund, dem neuen Riesenpalast dieses Instituts. Was schönes können wir an diesem Gebäude nicht finden, es wirkt nur durch seine ungeheuren Dimensionen, ich möchte eher sagen, es macht einen trostlosen Eindruck, der jedoch dadurch hervorgerufen wird, weil es sich noch im Rohbau befindet und so kahl vor uns liegt. Gegen Mittag schon befinden wir uns außerhalb der Stadt, Genf am Tag hat einen ernüchternden Eindruck hinterlassen, am Abend zuvor hatten wir uns mehr versprochen.

Die Straße steigt die Steigung zwingt uns zum Absteigen, dazu ein schwüler Tag, die Sonne brennt unnatürlich heiß. Endlich erreichen wir den Schweizer Zoll. Ein kleines Häuschen brüht in der Mittagsstunde, verlassen, keine Menschenseele ist zu erblicken. Wir stehen da und leben uns an, was machen? Da läßt uns ein Anruf herumfahren und jetzt entdecken wir im Schatten auf einer Bank zwei Beamte, die sich förmlich amüßeren über unsere Ratlosigkeit. Nach sind unsere Formalitäten erledigt und da zu unserem Erstaunen beide Zollbeamte etwas deutsch sprechen, sitzen wir bald beisammen auf der Bank bei einem gemütlichen Plauderhändchen.

Ueber eine Stunde haben wir von Deutschland und Gitter erzählt und manches Kopfschütteln und Nicken bei ihnen hervorgerufen. Ein kräftiger Händedruck und wir fahren weiter zum französischen Zoll. Die Räder werden abgewogen bis aufs Gramm, was ein Laugen in uns hervorruft, beim zweiten Rad wird ihm die „Kleinräumerische“ Tätigkeit selbst zu dumm und so schreibt er einfach das Gewicht des ersten Rades noch einmal. Schnell packen wir unsere verfrucht umherliegenden Klamotten zusammen und — die Straße hinein ins Land Savoyen liegt frei vor uns.

St. Julien. Die Straße beginnt unbarmerzig zu steigen und führt jetzt hoch in die Berge hinein. Weit schneit der Blick über Täler und weite Hochgebirge, kleine Dörfer liegen verstreut wie aus einer Spielzeugschachtel entnommen. Den Horizont bilden Berge von ungewöhnlichen Formen und Jaden; wild und unzu-

gänglich ist das Land wie feine Menschen. Langsam hat sich inzwischen der Himmel mit dunklen Wolken überzogen, die Sonne ist längst verschwunden hinter einer Wolkendecke, die bedrohlich näher zieht. So oft wir nach diesem aufziehenden Wetter uns umblicken, um so mehr beschleunigen wir unsere Fahrt, doch die Gegend scheint uns ausgehorben zu sein. Immer ist noch keine Erleichterung zu sehen und immer dunkler wird es und der Wind trägt uns die ersten schweren Regentropfen zu — und immer noch keine Erleichterung oder ein Haus. Jetzt können wir für ein Elid Weges aufsteigen, dann müssen wir wieder schieben, so haben und feuchen wir vorwärts, das Wetter aber geht schneller als wir. Nicht ist es vollständig dunkel geworden und mit einer plötzlichen Gewalt und einem Donnerstschlag bricht das Gewitter los, so daß wir meinen zu versinken, wie unter unseren Füßen die Erde zittert. Wirge um uns, aber uns und unter uns und zum ersten Male in meinem Le-



Der neue Bruntpalast des Völkerverbundes in Genf

ben sehe ich wie ein Blitz in einen Baum fährt, das heißt, ich bin dermaßen gelendet, daß ich dem Vorgang nicht folgen kann, alles ist blau und gelb vor meinen Augen und unwillkürlich halte ich mir die Ohren zu, ich glaube, jetzt tut sich die Erde vor uns auf. Mit diesem letzten Schlag scheint sich das Gewitter ausgetobt zu haben, ein Regen aber fällt jetzt, bald sind wir bis auf die Haut durchnäßt und haben so den einen Trost: weiter gehts nimmer! Und wie in der Guter Richter auftauchen, da sind wir schnell wieder zur Dinge; Cruceles heißt das verlassene Nest, das da einsam in den Bergen vor uns liegt.

Auf dieser Fahrt durch den einsamsten Teil des an sich mäßig besiedelten Hochsavoyen empfinden wir etwas von der Naturverbundenheit, wie man sie im D-Zug oder im Auto nie verspürt. Hier gibt es noch solch gewaltige, ursprüngliche Einsamkeit, daß sie einen faßt. Die Schönheit dieser Landschaft ist derart, daß sie den primitivsten Menschen ergreifen muß wie den kultiviertesten und überzivilisiertesten.

Als wir Pont de la Caille passiert hatten, und einen steilen Gang hinunter, da bremsen wir jäh; die Straße macht eine scharfe Biegung und ganz unvermutet befinden wir uns auf einer riesigen Brücke, die über eine Felsenklüftung führt. Als hätte die Erde sich die Brust aufgerissen, als sähe man ihre Eingeweide, so schauen wir hinunter, hinunter in schwindelnde Tiefen und dort unten schäumt ein wildes Gebirgswasser, weiß vom schwarzen Felsen sich abhebend. Auf der Brüstung saßen wir schweigend ohne uns zu rühren, ich weiß nicht wie lange wir saßen, ich weiß auch nicht mehr, ob wir gesprochen haben.

Ancy, Aix-les-Bains (das Baden-Baden Frankreichs), Chambéry, sind recht anmutige Städtchen, die wir ohne weiteren Aufenthalt hinter uns liegen lassen. In Chambéry bricht schon die Nacht herein, und bis Grenobles wollten wir heute kommen. So fahren wir dem ins Dunkle hinein, auf unbekannter Straße, und als sich im Dichten über den Bergen ein fahler violetter Strifen zeigt, der den kommenden Tag ahnen läßt, da sind wir in Grenobles, der Hauptstadt von Savoyen. In den Straßen der Stadt jedoch, liegen die Schatten der Nacht; die Stadt schläft noch in unbekümmerter Ruhe. Uns friert und hungert, liebe Sonne, warum läßt du so lange auf dich warten!

Mit aufsteigender unentrinnbarer Gewalt lagert der Spätsommer über dem Rhône-Tal und bebrängt das Land mit dem Ueberichwang seiner Fruchtbarkeit. So weit das Auge von den hohen Hügeln über das garten-gleiche, weite Tal geht, sieht es halbnaakte Menschen bei der Ernte und Rebstöcke, die sich biegen unter ihrer

Last. In den Flecken und Dörfern riechen die Straßen nach jungem Wein, der in den Äufen gärt; die Menschen sind freundlich und laden uns ein, Trauben zu schneiden, soviel wir nur wollen und essen können.

Schon im schönen Tal der Yère, die ihr Wasser bei Valence in die Rhône trägt, haben die Rebfelder begonnen, doch hier, soweit der Blick bis zu den Bergen am Horizont schweifen kann, Neben und wieder Neben. Unsere Mahlzeiten bestehen nur noch aus Trauben und Weißbrot.

In Bagnols war es, wo wir unsere Feldflaschen mit frischem Wasser füllen wollten und so zu Fuß durch das Nesthen gingen und nach einem Brunnen spähten. Die Straße, die die Hauptgeschäftsstraße zu sein schien, war so breit, daß man gerade noch mit ausgebreiteten Armen durchgehen konnte, ohne die Häuserwände zu berühren. Dieses Bild und die folgende Szene wird mir immer unvergänglich bleiben. Zuerst wurden wir nicht gewahrt, warum der ganze Verkehr ins Stocken geriet, bis wir sehen konnten, daß die Ursache ein störriger Esel war, der einen Tisch mit Waren umgeworfen hatte und im Straßenlot bogte sich die Jugend von Bagnols um die Gläser und Scherben. Da wir vorwärts nicht mehr weiter konnten, versuchten wir mit unseren Rädern, die schon lange viele Augen auf sich gezogen hatten, umzutreten, was sich jedoch ebenfalls als unmöglich erwies. Wir bedeuteten den Leuten, daß wir einen Brunnen suchten, um zu trinken und schon war für die ganze Straße der Gel vergessen und wir standen im Brennpunkt des öffentlichen Interesses, ja der Halbreis um uns schien von Minute zu Minute größer zu werden. Soviel Köpfe es gab, so viel Stimmen brüllten auf uns ein und da sollten wir bei unseren bescheidenen französischen Sprachkenntnissen ein Wort verstehen. Plötzlich bahnte sich ein Mann einen Weg durch die Menge und was brachte er: einen mächtigen Krug Wein.

Mit beiden Händen mußten wir zupacken, um daraus trinken zu können. Das gab den Leuten viel Spaß, wie unsere Köpfe gar nicht mehr aus dem Krug zum Vorschein kommen wollten oder schnell wieder darin untertauchten. Wir füllten noch unsere Feldflaschen, den Krug haben wir trotzdem nicht zur Reize gebracht. Eine schöne Arbeit stand uns dann noch bevor, bis wir aus dem Ort waren, wo wir als Seniation wirkten.

Ein anderes Mal war es in einem Weinkeller eines Bauern, wo wir uns gleich einen ordentlichen Schwips holten. So schön und kühl mar es in dem Keller gewölbe und jeder von uns hatte einen Holzbecher in der Hand, so ging es in anständigem Zug von Faß zu Faß. Des Süßfranzosen Augen funkelten, so gekostet wir seinen Wein und ängstlich machte er darüber, daß wir ja keine Sorte übergingen; er schwamm in unserem Lobe, wir in seinem Wein! Und als wir in die Sonnen-glut der Straße heraustraten, da schwammen wir beinahe im knietiefen Straßenstaub. Doch wir erinnerten uns unserer trinkfesten Vorfahren; kaum aber waren wir



Marseille, Blick auf den Hafen

aus dem Orte, als wir uns schnell in den Schatten eines Baumes legten und schliefen, daß wir erst aufwachten, als es längst Nacht geworden war und wir nicht wußten, auf welchem Planeten wir uns befanden. An noch so manchen verschlafenen Nachmittagen waren die „Widi-Weine“ schuld, bis wir nach Nîmes kamen, von dessen berühmten Römerbauten wir schon auf der Schulbank gehört hatten.

Seit zwei Tagen liegen wir hier im heißen Sand von Le Cannet-Plage. Sand, Sonne, das tiefblaue mediterrane Meer und weit am Horizont heben sich die Pyrenäen lodend aus dem leichten Dunst des blauen Herbsttages. Still und einsam ist es hier am Strande, denn die Saison ist schon vorüber. Die Südländer empfinden das Wasser in dieser Jahreszeit als kalt, während wir uns beglücklich von den Strandmellen heben und fallen lassen. Nur in unserer Kriegskasse liegt es nicht so sonnig aus, schwarze Leere gähnt bei ihrem Anblick uns entgegen. Von einem Freund in Barcelona erwarten wir Geld und morgen werden wir nach Perpignan fahren und schauen, ob das Geld schon eingetroffen ist; dann geht es weiter — und ist das Geld nicht da, kehren wir nach hier zurück und warten noch einen Tag.

Diese sonnigen Tage an der See benütze ich, um meine Reiserlebnisse niederzuschreiben.

Autor - Star - Stoff

VON H. F. KOELLNER

Am Nachfolgenden erzählt der Filmautor S. F. Köhler das Wort zu einem Thema, dessen Behandlung gerade jetzt von besonderer Wichtigkeit ist.

Seit der Kampf um den deutschen Film entbrannt ist, seit es allzu üblich geworden ist, in jedem Artikel einer Tageszeitung, der sich mit dem Film befaßt, den Filmautor für viele Fehler verantwortlich zu machen, verführe ich möglichst sachlich über die Arbeitsbedingungen klar zu werden, die uns Autoren in Wahrheit verhindern, unser Bestes zu tun. Eine dieser Bedingungen ist die Forderung, einen Stoff für den oder jenen Star zuzuschneiden! Der Starfilm im heutigen Sinne ist ein Gemisch auf dem Wege zum künstlerischen Film.

Sehr oft lautet die Frage des Produzenten: „Haben Sie nicht einen Stoff für die X?“ Wegen dieser Frage ist wenig einzuwenden, denn sie wechselt ebenso oft mit der Frage, die den Autoren lieber ist: „Haben Sie nicht einen guten Stoff für mich?“ Das Unglück beginnt erst kurz nachher, nämlich wenn der Autor seine Chance wahrnimmt und während der 20 Sekunden, die er mit seinem „Ja“ zögert, in rasender Eile seine Stoffe durchdenkt, um den herauszufinden, den er für die X zurechtbiegen könnte. Das Unglück nimmt seinen Lauf, wenn der Autor dann zu Hause, mit den inneren Blickpunkt — Stoff für die X! Was kann sie? Welches war ihr letzter Erfolg? — zu erfinden beginnt. Das Wort „Schaffen“ vermeide ich bemüht. . . . Das Unglück wächst ins Ungeheure, wenn die falsche Gemeinlichkeitsarbeit einsetzt — alle mitdichten! — und Produzent, Regisseur und Star sich am Stoff beteiligen. Alles, was sie sagen, geschieht bestimmt in ehrlichem Bemühen. Aber das ist keine Entschuldigung dafür, was dadurch oft angerichtet wird.

Es liegt in der menschlichen Natur, ausgeprägter noch in der Natur des Künstlers, sich selbst am wichtigsten zu nehmen. Aber es ist ein Unglück für den Film, daß einer dominiert: daß es Starfilme gibt, statt Filmkunstwerke. Dabei es auch vorkommt, daß sich das Bild verzieht und der Operateur oder der Architekt oder der Musiker oder der Regisseur der Star ist. Das reine Kunstwerk ist in jedem Falle verhindert.

Der Autor steht als Einziger in der richtigen Perspektive — zu seinem Werk nämlich. Ihm sind alle anderen Komponenten nur gerade gut genug, das Ganze lebendig zu machen, und deshalb gibt er keinem den Vorrang. Je unbedeutender und rigorer er in dieser Einstellung ist, desto richtiger sieht er für das Werk. In dem Augenblick, wo er einem der Komponenten mehr Geltung einräumt, tritt er aus dem einzig richtigen Blickwinkel, alles wird schief und verzerrt, der Starfilm entsteht. Produzenten und Verleiher meinen, ihnen sei geholfen; der Star glaubt, ihm gelte recht; und alle drei, zuletzt der Autor, leiden unter dem schlechten Manuskript. Wieder einmal ist dem Autor nichts eingefallen, wieder einmal ist der Star klüßler statt Leben, wieder einmal feuert Produzent und Verleiher. Alle vergingen sich gegen das heiligste Gesetz der Kunst, daß Einfalt und Idee geboren und organisch gewachsen sein müssen, nicht aber künstlich hervorgezogen und nach kleinen menschlichen Zweckpunkten gezeichnet.

Am schwersten aber schädigt der Star-Film den — Star. Immer genauer schreibt der Autor ihm die Rolle auf seine Möglichkeiten hin. Vom vollen Blick auf Erlebnis, Milieu, Situation gleitet sein Auge auf eine Gestalt, sondern die des Stars. Statt einer Rolle entstehen Paradejagen, die im Verhältnis zum Ganzen überspielt sind. Die Erinnerung an diese Szenen nimmt der Zuschauer mit nach Hause, weil sie in den Vordergrund geschoben sind. Immer mehr tritt der Star hinter der

Rolle hervor, immer schmaler wird die Wirkungsfläche des Stars, immer ärmer, immer geringer die Erschütterung des Zuschauers, der an der Oberfläche interessiert wird, statt ergriffen zu werden. Er setzt sich mit der Leistung eines Stars, statt mit der Verwirrung seiner Gefühle auseinander, empfängt nicht die Ordnung seiner Leidenschaften in dem künstlerisch disziplinierten Abrollen eines Gesamtkunstwerkes.

Immer schmaler wird gebaut, schmaler, als die tatsächlichen Möglichkeiten der Stars es bedingen, immer ärmer wird der Stoff, trotz aller seiner sicheren Szenen. Es gibt keine Überraschungen mehr, weder im negativen noch im positiven Sinne. Immer artifizischer wird der Film, der Aufwand wächst (Stargagen!), die Wirkung wird immer äußerlicher. Die Sicherheit wird zur Unsicherheit, die Entscheidungen balancieren auf des Messers Schneide — der Star-Film sticht sich selbst den Star.

Warum nun — so könnte man mit Recht fragen — gibt sich dieser Kerl, dieser Autor, dazu her, den Star-Film zu schreiben, wenn er doch erkannt hat, daß . . . !

Dazu sind zwei Dinge zu sagen: erstens, wir Autoren verkaufen unsere Manuskripte nicht mit dem Revolver in der Hand. Wir bieten an und versuchen, das Gute zu tun — die Entscheidung liegt nicht in unseren Händen. Es ist leichter einen guten Film zu schreiben als ihn zu verkaufen. Zweitens: erst nachdem die Presse auf der Suche nach der Ursache des Verlangens der Filme auch den Autor aus seiner Höhle trieb, trat er hervor, vermittelt seine Einzelkenntnisse und Erfahrungen den Kollegen und kämpft nicht um seine Willen, sondern um des Filmes willen, — um größere Wirkung!

Er fordert: Es darf nicht mehr um den Star, es muß um das Werk, den Stoff, den Film gehen! Sind die Verantwortlichen, Produzent und Verleiher, vom Stoff überzeugt, dann suche man den Regisseur, der sich dafür entflemmt, und der Regisseur suche sich die einzig richtige Besetzung. Nicht eine Szene werde um eines Darstellers willen geändert, sondern der Darsteller wandle sich zur Rolle, alle Schaffen um des Stoffes willen — der Autor trete zurück ins Dunkel, sein Teil ist getan! Er aber horche in sich hinein oder laufe durch die Straßen, je nach seiner Art zu Schaffen, bis sich ihm ein neuer Filmstoff bietet.

Jeder Schritt weg vom Starfilm ist ein Schritt vorwärts zum Filmkunstwerk!



Paul Richter als „Klosterjäger“ in dem gleichnamigen neuen Ufa-Tonfilm

Aufnahme: „Ufa“

Was der Kinobesucher nicht sieht

„Einstellung 242 - zum zehntenmal“

Draußen brüht die Sonne in tropischer Glut auf die Filmstadt in Neubabelsberg. Ihre jugendlichen Strahlen lähmen Willen und Kräfte.

Und drinnen, in den Ateliers, lastet die Schwüle wie ein Alpdruck über Dingen und Menschen. Schon das unartige herumhüpfen wird zu einer körperlichen Energieleistung. Wieviel physischer Wille mag aber erst dazu gehören, um in dieser subtropischen Atmosphäre, noch hundertfach verstärkt durch die Glut der gleichenden Scheinwerfer, filmkünstlerische Leistungen von subtilster

Art zu vollbringen. Es ist eine Geduldsarbeit in höchster Potenz, eine Willensleistung außergewöhnlicher Art. Und wenn sich dieses Filmschaffen noch in der engen Kluft eines Schlafzimmers abspielt und die Filmdarstellerinnen in einem Bett liegen müssen, abgedeckt bis an den Hals und überstrahlt von einer Batterie Glühlampen verströmender Scheinwerfer, dann — ist der Besucher schon vom bloßen Zuschauen einem Schwächeanfall nahe . . .

Wahrhaftig: Subtropisch ist die Atmosphäre. Aber der Regisseur Herbert Mailf verlangt eine wohltemperierte Atmosphäre des Jahres 1852. Münchenerisch beschwingt und befeuert soll die Szene sein, träumerisch-verföhren die Stimmung. Denn die Textdichter dieses neuen Ufafilms — „Königsmaler“ wird der Titel sein — haben ein ausgezeichnetes Manuskript und Drehbuch geschrieben, ein gefilmtes Feuilleton fast, das in dem geruchsam-beföhrenlichen München des vorigen Jahrhunderts spielt. Der König Maximilian, österreichische Leutnants, Bürgerstöcher, Liebe und Falschheit, ehrliches Föhlen und verlogene Moral werden in dem heiter-muskatistischen Ablauf der Dinge eine Rolle spielen.

Ja kam gerade dazu, wie Herbert Mailf eine der schwierigsten Szenen drehe. Therese und Anni, Heli Finkenweller und Ellen Schwannede, waren von einem Hofball nach Hause gekommen. Und beim Zubettgehen schwang die verträumte Seele noch im Rhythmus des Königswalters und des still-verföhrenen Erlebens der Nacht. Beide hatten sich nämlich in ein und denselben Offizier verliebt. Aber die eine mußte es von der anderen nicht. Gefaschte Worte schwingen von Bett zu Bett. „An was denkst du, Theres?“ „Schalkhaft kommt die Gegenfrage zurück: „Und du, Anni?“ Es ist ein winziges

Szenchen, das auf der Leinwand in wenigen Sekunden vorüberfliehet. Aber mit wieviel künstlerischer Sorgfalt wurde sie gedreht!

Wie gesagt: Es war zum Erhitzen und zum Zerfließen heiß. Aber die beiden Filmdarstellerinnen mußten im Bett liegen. Und um diese Betten wimmelte es von Menschen und Apparaten. Der Regisseur, die Assistenten, die Kameramänner, die Mechaniker, die Beleuchter, die Friseur, die Handwerker — alle hatten ihre spezielle Aufgabe zu erfüllen. Jeder hatte Wünsche, jeder war für einen Teil der Aufnahme verantwortlich. Der eine für das Licht, der andere für die Photographie, der dritte für das Aussehen der Darsteller, der vierte für das Mikrophon, der fünfte für den Ton, der sechste für die Musik, der siebente . . . der achte . . . usw. Und das ganze hält der Regisseur mit feiner Hand und seinem künstlerischen Gestaltungswillen zusammen. Er sieht die große Linie, er sieht aber auch — wenn er ein tüchtiger Regisseur ist — die kleinen filmischen Effekte, die aus jeder Szene herauszuholen sind. Es sind oft Kabinettstücke der Filmkunst. Sekundengenau pointierte Dialoge und Bildwirkungen.

„Leg das Pöckchen einen halben Zentimeter weiter nach links“ — hörte ich zum Beispiel den Spielleiter sagen. Und der Kameramann probierte Dutzende von Lichtwirkungen aus, um ein photographisch vollendetes Bild zu erzielen.

Von oben strahlten die Scheinwerfer ihr grelles Licht in die Szene, durch die Fenster fielen die gelblich abgeblendeten Strahlenbündel, von unten her schickten kleinere verstellte Lampen ihr Licht in das Gesicht der Darstellerinnen, vom Bettrand blühte es auf. Wie ein Maler die Farben wählt, so verteilt der Kameramann mit großer Sorgfalt Licht und Schatten.

Ueber der Szene und zwischen den Betten hängen die Mikrophone. Zentimeterweise werden sie verschoben. Eine Nase baumelt weh im Glas. Sie war der Tropenhitze in wenigen Minuten erlegen. Sofort wird eine neue geholt. Die Schminke leidet unter der Wärme. Ständig sieht die Garderobiere mit dem Schminkfasten neben dem Bett und befreit die entstandenen Schäden wieder aus. Die Locken zerfließen.

Gute Filme herzustellen, Filme, bei denen auch die Details wertvoll sind, ist — wie man sieht — keine Kleinigkeit.

Immer und immer wieder wird geprobt, immer wieder werden neue Einstellungen probiert. Viele Filmmeter schurren im Aufnahmeapparat herunter, ehe Regisseur und Kameramann mit dem Erreichten zufrieden sind.

Und wenn sie es sind, dann kommt ganz gewiß der Tonmeister mit der Bemerkung: „Der Dialog war etwas zu leise“ oder: „Der erste Satz der Heli Finkenweller ging in Fahrgeräuschen unter.“

Der Boden hatte gefnarrt, als die fahrbare Kamera ihren Standort wechselte. Dann heißt es: Wiederholen! Immer und immer wieder von vorn beginnen.

Es war drei Uhr nachmittags, als ich Heli Finkenweller und Ellen Schwannede zum erstenmal bei den Aufnahmen im Bett „überlachte“. Und als ich um sechs Uhr abends erneut die Halle betrat, lagen sie in dem glühend-heißen Raum noch immer in den Betten und fragten einander, an was sie denken . . .

Heinrich Millner.

Notizen vom Film

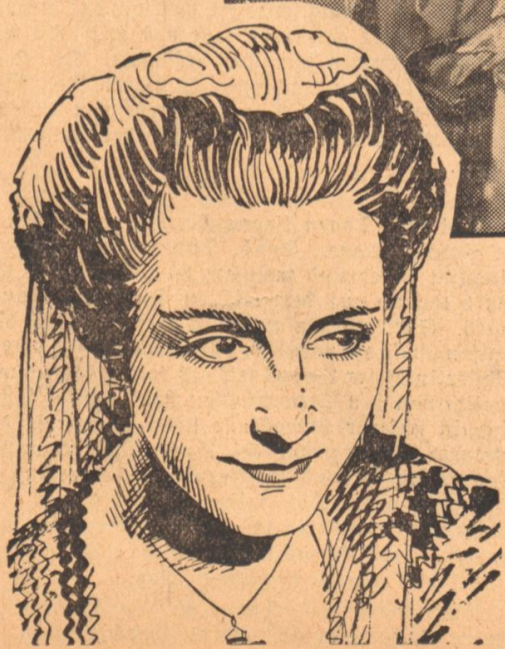
Der deutsche Theaterpark umfaßt nach dem neuesten Stand der Statistik des Reichsverbandes Deutscher Filmtheater 5005 Filmtheater.

Die augenblickliche Sitzplatz-Zahl der deutschen Filmtheater beträgt 1,8 Millionen. Das für jeden Sitzplatz investierte Kapital schwankt je nach der Größe und Ausstattung des betr. Theaters zwischen 100 und 1000 RM.



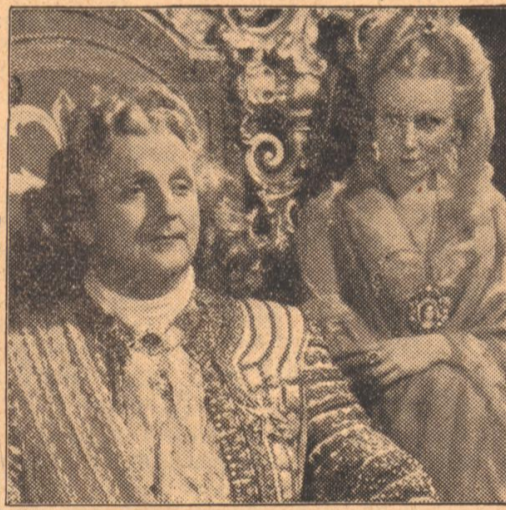
Hilke Hilkebrand als Marquise de Montespan

Liselotte von der Pfalz auf der Leinwand



Das Schicksal der kurpfälzischen Prinzessin Liselotte, die durch die Heirat mit dem Herzog von Orléans die Schwägerin des Sonnenkönigs Ludwig XIV. wurde, ist jetzt auch auf die lebende Leinwand gezaubert worden. Ihre Rolle wird in dem Carl-Froelich-Film der Europa, der jetzt seine Aufführung erloht, durch Renate Müller verkörpert. (Europa-Film, M.)

Hans Stüwe als Herzog von Orléans Marquise de Maintenon die von Dorothea Wied dargestellt wird



Michael Bohnen als Ludwig XIV. von Frankreich



Orient im FIEBER

Ein Reisebericht von Hermann Jung

Copyright by Ludwig Wolfbrandt, Berlin

Juden unter sich!

Man hat jetzt ein „Anti-Terror-Abkommen“ (Juden unter sich!) abgeschlossen, wonach sich die Herren von der Agency-Executive und die von der revisionistischen Seite geschworen haben: Nie wieder Bruderkrieg!



Bettlerin verschleiert

Wer hätte das gedacht, daß sich die Juden untereinander einmal bis aufs Blut bekämpfen würden? Wie weit der Krieg gediehen war, geht aus dem Vorkauf hervor, den das neue Abkommen trägt. Es heißt darin u. a.: „Ohne Beeinträchtigung der Freiheit von Diskussion und Kritik in der zionistischen Bewegung verpflichten sich alle Parteien, Mittel des Parteikampfes nicht anzuwenden, die jenseits der Grenzen politischer und ideologischer Erörterungen liegen und mit den sittlichen Grund, Sätzen des Zionismus und dem zivilisierten Verhalten unvereinbar sind. Alle Parteien sollen Aufrufe an ihre Mitglieder erlassen, in denen Terror- und Gewaltakte jeder Art und Form und unter allen Umständen, sei es in Palästina oder in der Diaspora verboten werden. Jede Partei soll die schärfsten Mittel anwenden, um den Bruch oder die Verletzung des Abkommens zu verhindern, dessen Zustandekommen zwischen den Arbeiterorganisationen Palästinas herbeizuführen sie versprochen haben, und durch das kameradschaftliche Beziehungen (!) zwischen den Arbeitern hergestellt, eine gerechte Verteilung der Arbeit unter allen Arbeitstendenzen gewährleistet und angemessene Arbeitsbedingungen gesichert werden sollen. Alle Parteien verpflichten sich, scharfe Mittel zur Verhütung jedes unfairen Vorgehens im Parteikampf zu verhindern, wie Verleumdung, Verunglimpfung, Beschimpfung von Personen oder Gruppen, Verbreitung falscher Nachrichten, Denunziationen, Verschimpfung der Symbole, Fahnen und Uniformen der Gegner...“ (Was du nicht willst, das man dir tu...)

Spricht dieses Abkommen nicht Hände? Soweit ist es also schon gekommen. Es wird ihnen nicht viel nützen. Juden müssen härteren, müssen intrigieren, müssen denunzieren, müssen verunglimpfen und weil sie jetzt aus dem fremden Nest herausgeworfen wurden, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als ihr eignes Nest zu beschmutzen. Sogar jüdische Zeitungen schreiben schon von einer „Verbitterung haben und drüben von unhaltbaren Situationen“, aber sie machen die Geschichte schmachhaft, indem sie darauf verweisen, daß doch die schnelle wirtschaftliche Entwicklung daran schuld sei. Sie erkennen sich also immer noch nicht selbst. Man wird ihnen auch noch diese Selbsterkenntnis beibringen. Und um die Aufmerksamkeit der Welt von diesen Vorgängen abzulenken, wird schnell eine palästinensische Verfassung verlangt, und aller Augen warten auf die Rückkehr des Hochkommissars Sir Arthur Wauchope, der in London wollte und die brennend gewordenen Fragen Palästinas und Transjordanias an maßgebender Stelle besprach.

Während die Araber eine Herabsetzung der Einwandererquote auf ein Minimum verlangen, fordern die Juden eine Erhöhung ihrer Zertifikate. Man darf gespannt sein, wie die Entscheidung der englischen Regierung ausfallen wird. Daron häutet unter Umständen das Wohl und Wehe Palästinas ab.

Wie lange noch Prosperity?

Schon heute legen sich viele Juden mit der Frage auseinander: Wie lange wird die sprunghafte Entwicklung, die Prosperity in Palästina noch andauern? Man ist überzeugt, daß dem Aufschwung sehr bald ein Niedergang folgen wird. Das geben sogar Juden zu, und das will doch schon etwas heißen. Sie haben inzwischen eingesehen, daß Palästina in der Weltwirtschaft keine Ausnahme macht, denn an „Wirtschaftsmünder“ können doch wohl die an sich so nüchtern und sachlich denkenden Juden selbst nicht glauben. Oder sie machen sich blauen Dunst vor, aus dem es ein böses Erwachen geben würde.

Und doch machen sie auf der anderen Seite Propaganda für eine Fortsetzung der Einwanderung, richten Eingaben an die englische Regierung und fordern Erhöhung der Einwanderungszertifikate. Wie ist das zu verstehen? Sie haben gesehen, wie ihnen auf der ganzen Welt nach und nach die Felle weggeschwammen und nun ist Palästina der letzte Rettungsanker, an den sie sich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden festhalten. Wohin geht ihnen denn der Ruf voraus, daß sie etwas vom Handel verständen? So denken sie, und weshalb soll dieser Ruf nicht in Palästina ausgekostet werden?

Als Notbehelf in Palästina „kolonisieren“, da nahm er arabische Arbeiter, die billiger als billig arbeiteten. Es war ausdauerndes und gutes Menschenmaterial, und wenn es sich auf seinen Pflichten toteschickelt hatte und arbeitsunfähig wurde, dann warf er diese Arbeiter einfach auf die Straße. Möchten sie betteln oder verrecken. Was ging das den Juden Notbehelf an? Wenn er nur seine Millionen damit verdiente. Und er verdiente sie. Er konnte billig arbeiten und billig verkaufen.

Aber heute liegen die Dinge anders? Die Araber sollen verdrängt werden, so verlangt es der Zionismus, und die freien Stellen müssen mit jüdischen Arbeitern besetzt werden. Aber die schufen nicht um „Gotteslohn“ wie die Araber, die richten sich nicht zugrunde, damit ihre Glaubensgenossen Prohibitoren errichten und in Samt und Seide

Vorkauf schreit man noch nach tüchtigen Handwerkern, weil Arbeit in Gülle und Fülle vorhanden ist. Aber dann wird der Tag kommen, wo der umgekehrte Fall eintritt, eine Ueberzahl von Handwerkern und keine Arbeit. Weher für die Juden vor für die Araber, dann steht Palästina vor einer doppelten Katastrophe. Es gibt allerdings auch in Palästina so naive Menschen, die davon faheln, daß man die arabische Kaufkraft und Kaufkraft heben und fördern müsse, um damit ein Geschäft zu machen. Dieser Mann vergißt wohl, daß der Araber zu allererst

Die Romantik der Wasserträger geht in Jerusalem ihrem Ende entgegen, eine Romantik, die sehr viele Nachteile hatte. An einem Brunnen in Jerusalem, wo das Wasser in Zierfellen fortgetragen wird.



Beduininnen am Brunnen

sehr schlechtes Mensch, ich lange bei Juden gearbeitet, aber Juden kein gutes Mensch.“ „Also du hast bei einem Juden gearbeitet?“ wiederholte ich und dann kam mir ein Einfall. Ich entschädigte den Wasserverkäufer für ein paar Stunden, die er nicht würde verkaufen können und schlepte ihn in ein arabisches Kaffee.

„So“, sagte ich, „jetzt kannst du auspacken, jetzt erzähle mir mal, wie es dir bei deinem Juden ergangen ist.“

Es hätte der langen und breiten Aufforderung kaum bedurft, denn der Araber, den ich für einen tüchtigen Bierlager schätzte, legte los:

„Eigentlich bin ich auf einem jüdischen Gut aufgewachsen, weil mein Großvater und auch mein Vater schon auf diesem Gut gearbeitet hatten. Kurzum, die ganze Familie wohnte bei dem Juden, bei Jaak M. Jaak M. war einer der ersten Kolonisten hier in Palästina und er brauchte eine ganze Anzahl Arbeitskräfte. Er bezahlte einen Hundelohn, aber wir wurden wenigstens satt. Mit dem Essen kaufte er nicht, aber dafür arbeiteten auch die Frauen und Kinder mit, und als ich sechs Jahre alt war, da mußte ich ihm schon das Vieh hüten. Er aber bezahlte nur für eine einzige Arbeitskraft, die er siebenfach auswertete.“

Jaak M. hatte eine glückliche Hand. Was er anpflanzte, das gelang ihm, und als ich zehn Jahre alt war, da galt M. als der reichste Mann im ganzen Bezirk. Neue Kolonisten kamen zu ihm und holten sich bei ihm Rat. Aber er war kein Zionist und wollte auch von ihren Belehren nichts wissen. Auch von dieser Seite kam häufiger Besuch. Sie verlangten von ihm, daß er jüdische Arbeiter einstellte. Aber er wollte ab. „Juden taugen nicht zur körperlichen Arbeit“, pflegte er oft zu betonen.

Aber sie drangen immer mehr in ihn. Dann kam der Tag, wo mein Großvater erblindete und die Großmutter starb. Es fielen zwei Arbeitskräfte aus, die bisher noch tüchtig mit angefaßt hatten, trotz ihres Alters. Auch der Vater war nicht mehr so tüchtig wie einst, und die ganze Arbeit lastete auf mir und meiner Frau. Und wir konnten es doch nicht schaffen. Jaak M. konnte mich einen Faustlohn, denn er mußte jetzt neue Leute einhellen, und er hatte keinen Betrieb abermals vergrößert, seine Anpflanzungen gingen wie geschnittenes Brot, gerade, als ob sonst auf der ganzen Welt keine Früchte wüchsen.

(Fortsetzung folgt)

Die Juden waren immer für ein Parlament. Es erschien ihnen die Selbsteigent auf Erden. Nun, da die Rede von einem Parlament in Palästina ist, sind sie plötzlich sein Gegner, denn die Chancen für die Juden hängen, daß die Chancen für die Juden nicht besonders günstig seien, weil die Araber auf der Gut sind und England keine Ursache hat, sich mit ihnen zu überwerfen.

Ein Araber erzählt

Es ist viel nach den Hintergründen der Kämpfe zwischen Juden und Arabern gefragt worden. Auch wir haben versucht, diese Hintergründe aufzuklären. Dabei begegnete uns ein besonders kräftiger Fall, der vielleicht vieles verständlich macht.

Ich kaufte mir in J. bei einem arabischen Wasserhändler eine Erfrischung. Dann sah ich dem Händler ein kleines Trinkgeld, worauf er sich vielmals bedankte und immer wieder betonte, was doch die Deutschen für gute Menschen seien. „Veri good, Mensch“, brachte er immer wieder heraus.

Ich fragte ihn dann so beiläufig, ob er denn auch schon weniger gute Menschen angetroffen habe. „D“, machte er, „Juden



Siedlung in Aegypten

spazieren gehen können. Die verlangen ihren auskömmlichen Lohn, und wenn ihre acht Stunden herum sind, dann gehen sie nach Hause. Und wenn die jüdischen Unternehmer es anders beschließen, dann machen die Arbeiter Krach. Das verstehen sie aus dem Effeff, das haben sie ja in jahrzehntelanger Hebe in Europa gelernt, haben jahrzehntelang andere Arbeiter aufgewiegelt. Jetzt wiegeln sie sich untereinander auf (wenn auch nicht nach kommunistischem Muster). Die Folgen haben sich ja in Haifa deutlich genug gezeigt. Juden schlagen sich untereinander tot, das war ein Novum, aber viele haben es kommen sehen, die die jüdische Psyche kannten.

Augenblicklich blüht es noch auf allen Märkten; die Betriebe haben mehr als genug zu tun. Das hat die Augen geblendet, denn nicht alle Staaten können das von sich sagen. Aber die Juden vergaßen bei all ihrer Schlaueit, daß der Markt auch in Palästina einmal überfüllt ist. Es wird der Tag kommen, wo alle Einwanderer eine Wohnung und eine Einrichtung haben. Es wird der Tag kommen, wo die Handwerker alle Leistungen geleistet haben, wo es keinen Frigiditate mehr einbauen gibt, und Palästina ist ein verhältnismäßig kleines Land.

bei einem Juden kaufen wird. Im übrigen aber ist er so genügsam, daß er sich in absehbarer Zeit den Komfort des modernen Palästinajuden nicht leisten wird. Aber so sind die Juden: Auf der einen Seite verlangen sie, daß die Araber bei ihnen kaufen sollen und auf der andern ist ihnen jedes Mittel recht, sie aus ihren Stellungen zu verdrängen.

Juden gegen Araber

Die größte Sorge der Juden sind natürlich die Araber und immer wieder die Araber. Die Juden wissen, daß sie noch lange in der Minderheit sein werden, auch dann, wenn der Zustrom der neuen Kolonisten im bisherigen Tempo anhält. Und deshalb versuchen sie, die politische Macht an sich zu reißen. Sie versuchen es auch hier mit allen Mitteln. Wir führten schon das Beispiel des Emirs von Transjordanien an. Er ist ihr Widersacher, also soll er von der Bildfläche verschwinden. Dann schon lieber mit den Engländern verkehren. Die Juden wissen, daß in England viele einflußreiche Männer sitzen, die ihres Glaubens sind. Sie sind ihre einzige Hoffnung. Denn vom Emir von Transjordanien haben sie praktisch doch nichts zu hoffen. Er wird sie bekämpfen bis zum letzten Atemzuge.



Jüdische Ansiedlung in Palästina



Schach

Folge 33 - 18. August 1955

Das Internationale Turnier in Bad Nauheim

war spannend von Anfang bis Schluß. Fünf Deutsche kämpften gegen fünf Ausländer. Nach der 2. Runde führte Stolz (Schweden) vor Köhl (Münsterberg); nach der 5. Runde war Engels (Düsseldorf) Favorit, nach der 6. Runde war die Frage Engels oder Alues (Königsberg) und nach der letzten Runde hatte es Bogoljubow mit 6 Punkten aus 9 Runden geschafft vor Engels mit 5½, der in der letzten Runde gegen den Tabellenletzten Anderien (Dänemark) verlor, und vor dem zuletzt mächtig nach vorne gekommenen Elisafes (Jussbrud) mit ebenfalls 5½ Punkten. Den 4. Preis holte sich der Prager Dvoecnky mit 5 Zählern. Dichtauf folgten Alues und Stolz mit je 4½ Punkten. Der neue Meister von Deutschland Richter war offenbar abgefeimpt, er konnte nur auf 4 Punkte kommen.

Den größten Erfolg hat aber unbedingt der Düsseldorf'er Engels zu verzeichnen, der alle Preissträger schlug und bis zum Schluß der schärfste Anwärter auf den 1. Preis war. Wir lassen heute eine Talentprobe von ihm aus der 2. Runde folgen.

- Weiße: Elisafes Schwarze: Engels
- c2-c4 e3-f6
 - e3-c3 e7-e6
 - e2-c4 d7-d6
 - d2-d4 e6-e5
 - d4:e5 d6:e5
 - d1:d8+ Ke8:d8
 - e1-g5 e8-e6
 - f2-f4 e5:f4
 - e4-f3 e8-d7
 - e4-e5 f7-f6
 - g5-g4 g7-g5
 - f3:g5 h6:g5
 - g4:g5 f6-g5
 - g5:f6 f5-g5+
 - f1-e2 e7-c6
 - 0-0-0 Kd8-c7
 - g2-g3 f8-h6!
 - g3:f4? e6:f4+ nicht zur Geltung.
 - Kc1-c2 Ta8-e8

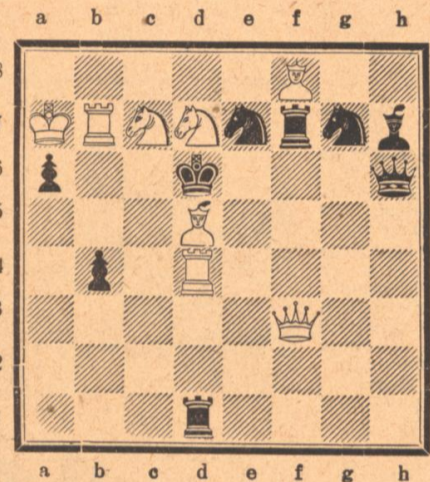
Anmerkungen

- Unbefürchtet, aber richtig; lieber die Rochade verlieren, als dem Feind ein derartiges Kiefenzentrum überlassen.
- Ein bemerkenswertes, fastblütiges Manöver des Düsseldorf'ers!
- Le4? 17. 0-0-0+ und Weiß hat eine Figur gewonnen.
- Nach diesem herausfordernden Zug bringen die schwarzen Figuren entscheidend ein; besser war sofort Kc2.
- Engels läßt sich mit Recht Zeit; Abtausch in besserer Stellung kommt nur dem bedrängten Gegner zugute!

Problem Nr. 33

R. Junfer, Lüdenscheid

1. Preis Westfälisches Problemtourier 1955 B. L. 3.



Matt in 2 Zügen

Lösungen

Nr. 28 Dehler Zer: Ka2, Dd1, Te1, f4; f6, f7; Sc3, h5; Wa3, a4, f2; Kf3, Dd3, Ee3, Wa5, c4, c5, e6, e2, f3, f4 1. Sc3-b1! 1. Kb2? scheitert an e2:Dd1 und wird Springer unter Schach!

Nr. 29 Palkoska Zer: Kf7, Dg6, Le7, Sc3, c7, Bb6, c2, d2, g7; Kd4, Dd4, Dd7, e5; Wa6, c4, g5, h5 1. b6-b7! droht Dd6+ 1. ... Dd4 2. Sc2+ 1. f6? scheitert an Tg7+!

Nr. 30 Kirchmann Zer: Ka2, Dc7, Td8, Tc2, Sc8, Wa6, c4, f6, g7; Kc8, Dd8, Ed7, Wa7, c5 1. Tg2-b8! 1. Dc8? scheitert an La5!

Richtige Lösungen: S. Schaum, Landshausen 30; G. Kufmaul, Söllingen 29; D. Glaser, Gautenbach 29, 30; Dr. Wenz, Pforzheim 28, 29, 30; A. Jilly, Söllingen 29, 30; P. Epp, Seebach 30.

Aus Karlsruhe: Dr. Doehn 28, 29, 30; R. Amtsbühler 30; W. Göring 28, 29, 30; D. Rutherford 28, 29, 30; A. Berlinghof 28, 29; Fr. Schwörer 30;

Briefkasten: E. M. Hornberg: In Nr. 24 feht nach 1. Df1! Tc5: 2. Df4 matt! In Nr. 29 scheitert 1. Sc6+ Tc6: 2. Dc6: an Dc1! D. Gl. Gautenbach: In Nr. 26 schlägt nach 1. Sa4! Dg3: das schöne Damenopfer durch 2. Dd6+! e:d 3. Sc6: Matt! S. E. Kbe: In Nr. 27 scheitert 1. c4 an b7-b6! Karte folgt.



Rekrutenvereidigung bei der Kriegsmarine Bei der IV. Marine-Artillerie-Abteilung in Gurbaven wurde in Verbindung mit der Feier des 40-jährigen Bestehens dieser Truppe die Vereidigung der am 1. Juli eingetretenen Rekruten vorgenommen. (Weltbild, M.)



Zum 175. Jahrestag der Schlacht bei Liegnitz, in der am 15. August 1760 Friedrich der Große die Oesterreicher schlug: Der König am Vorabend der Schlacht, nach einer alten Darstellung. (Sammlung Donath, M.)



Leo Siegal der bekannte Bühnen- und Filmtenor feiert heute seinen 60. Geburtstag. Aufnahme „Europa“ M.

Bilder der WOCHE

Das Modell des Olympia-Turms, des Führer-Turms auf dem Berliner Reichssportfeld, der jetzt errichtet wird, um von seiner imposanten Höhe von 76 Meter einen überwältigenden Ueberblick über die Veranstaltung der Olympiade zu gewähren. (Wide World, M.)



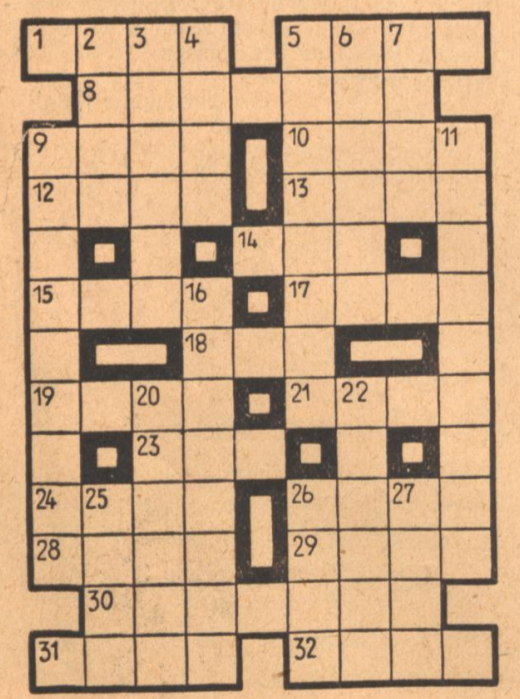
Dampfendampfer „Lannenberg“ auf Probefahrt In diesen Tagen führt der Turbinen-Schnelldampfer „Lannenberg“, der Anfang nächsten Monats in den Seedienst Dampfer eingestellt wird, seine Werftfahrten durch. Das 4000 Tonnen große Schiff bietet für 800 Passagiere Schlafquartiere und darüber hinaus Beförderungsmöglichkeiten bis zu einer Gesamtzahl von 2000 Fahrgästen. (Weltbild, M.)

Deutscher Weltmeister der Studenten-Kunstturner Bei den Budapester Akademischen Weltmeister schaften errang Heinz Sandrock (Immigrath) den Sieg in der Gesamtwertung aller Kunstturnübungen. Deutsche Presse-Photo-Zentrale

„Rätselwörter“

Kreuzworträtsel

Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. ehemalige deutsche Kolonie in Westafrika, 5. Wädchennamen, 8. Stadt in Schlefien, 9. Nahrungsmittel, 10. Insel im Mittelmeer, Aufenthalt Napoleons I., 12. Laubbaum, 13. biblisches Land, 14. amerikanischer Männername, 15. Stand, 17. Zahl, 18. Vorfahr, 19. bayerischer General im Kriege 1870, 21. Mischen, 23. türkischer Würdenträger, 24. Gefäß, 26. Hebevorrichtung, 28. Ruhepause, 29. Stadt in Rumänien, 30. Aluofenempfänger, 31. selbstauferlegter Zwang, 32. spanisch. Mädchenname.



Von oben nach unten: 2. Gasthausangestellter, 3. Insekt, 4. was zum Haken gehört, 5. Angehöriger eines germanischen Volksstammes, 6. Oper von Richard Strauß, 7. alt-römisches Musikinstrument, 9. Schriftleiter, 11. Gegenstand zum Morgenland, 16. getrocknete Randverzierung, 20. norwegischer Polarforscher, 22. einfaches Gefäß, 25. Vogel, 26. künstlicher Dünger, 27. Schweizer Nebenfluß des Rheins.

Zugaberrätsel

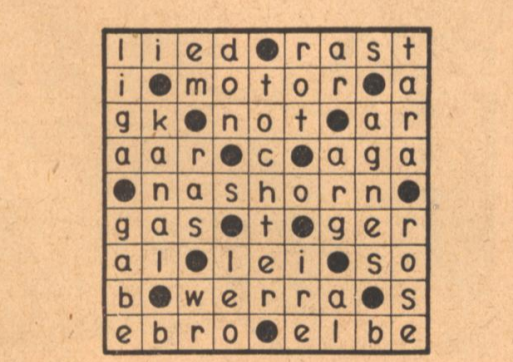
Abel - Pil - Alt - Eis - Rosa - Ahn - Ase - Rain - Akt - Bel.

Durch Zugabe eines Anfangsbuchstabens entstehen neue Wörter. Die neuen Buchstaben nennen im Zusammenhang eine Bezeichnung für gebrannte Tonfiguren.

Auflösungen

Denkportaufgabe: 6500 Mark und 7800 Mark.

Silberrätsel: 1. Wäffnel, 2. Indistretion, 3. Kolland, 4. Waldsee, 5. Cleander, 6. Canquite, 7. Eobennarin, 8. Eider, 9. Reife, 10. Kognac, 11. Etenach, 12. Infant, 13. Neuralgie, 14. Benicelos, 15. Organismus, 16. Limousine, 17. Ranzlet, 18. Majoran, 19. Wir wollen kein Volk minderen Rechtes sein.



HUMOR

Erkennungszeichen

„Als ich sah, daß Emma mich nicht erkannte, habe ich ein ganz dummes Gesicht gemacht.“

„Und?“

„Da hat sie mich sofort erkannt.“

Wengitliche Frage

Der Sommerfrischler kam in Sommerfrische.

„Sie werden sich bei mir wie zu Hause fühlen“, sagte zu ihm der Sommerfrischlerwirt.

Der Sommerfrischler erschraf:

„Ich denke, bei Ihnen ist es ruhig und friedlich?“

Erklärlich

Zwei saßen im Abteil.

Muffig. Böse. Unzufrieden. Gelangweilt.

„Wohin fahren Sie?“

„Wir sind auf der Hochzeitsreise.“

„Sie machen aber nicht den Eindruck, Herrschaften!“

Der Mann murzte:

„Wir sind schon auf der Heimreise.“